

# Unglaubliche Tierbegegnungen

Wenn Sie, lieber Leser, mich fragen würden, wo der schönste Platz auf Erden ist, bräuchte ich nicht lange zu überlegen: Überall dort, wo Fuchs und Hase sich „gute Nacht!“ sagen.

Es ist herrlich entspannend, an einem lauen Frühlingsabend, nach der Arbeit über moosbewachsene Waldpfade zu gehen, auf der „Jagd“ nach Tieren, „bewaffnet“ mit dem Fotoapparat.

Natur und Tiere sind schon immer eines meiner größten Interessen. Schon als ich noch ein kleines Kind war, musste mein Vater immer mit mir in den „Hasenwald“ gehen. Der „Hasenwald“ war ein kleines Waldstück in der Nähe unseres Wohnortes. Dort konnten wir am Abend oft unzählige Kaninchen beobachten.

Natürlich kam bald der Wunsch, größere Tiere in ihrer Heimat zu besuchen und als ich dann endlich mein eigenes Geld verdiente, war es nur eine Frage der Zeit, bis ich in ferne Länder reiste um in ungestörten Naturlandschaften interessante Tiere aufzuspüren. Natürlich durchstreife ich auch nach wie vor die heimischen „Hasenwälder“ um nach Kaninchen, Hasen, Rehen, Hirschen, Füchsen, Wildschweinen, verschiedenen Vögeln und anderem Getier Ausschau zu halten.

Doch die interessantesten, unglaublichsten, lustigsten und amüsantesten Tierbegegnungen erlebe ich oft nicht dann, wenn ich gezielt danach suche, sondern dann, wenn ich gar nicht damit rechne. Über solche unglaublichen Tierbegegnungen möchte ich nun in diesem Büchlein erzählen. Es sind alles Begebenheiten, die nicht erfunden sind, sondern die ich tatsächlich genau so erlebt habe, wie ich das hier erzähle. Es sind wirklich unglaubliche Tierbegegnungen.

Es sind Begegnungen, die ich in heimischen Wäldern machte, genauso wie Begegnungen bei Expeditionen in tropische Urwälder und auf ausgedehnten Wanderungen in den Weiten der nordischen Tundra.

Bei meinen Erzählungen versuchte ich auch die Stimmung auf solchen Touren in die Wildnis so spannend und so naturnah wie möglich zu schildern und Sie, lieber Leser, hautnah an den Begegnungen in der Natur teilhaben zu lassen. Ich hoffe, dass mir dies gelungen ist.

Und nun tauchen Sie mit mir ein, in die geheimnisvollen Naturlandschaften der Erde mit ihren Tieren. Erleben Sie unglaubliche Tierbegegnungen.

## Inhalt

1. Abenteuer im heimischen Wald
2. Willy!
3. Auf Safari
4. Zärtliche Riesen
5. Frühstücksduft
6. Bärenhunger
7. Wildlife-Highways
8. Tee-Time
9. Duell im Sonnenuntergang
10. Royal Airforce

# 1. Abenteuer im heimischen Wald

Wochenende, endlich frei, für zwei Tage. Doch was soll man unternehmen, jetzt mitten im November? Es ist kalt, frostig. Diesiger Nebeldunst liegt schwer über dem Land. Oben, in den Höhenlagen des Schwarzwalds soll das Wetter ganz toll sein, sonnig und mild. Aber da ist es bestimmt voll, da fährt ja wahrscheinlich jeder hin. Nein, das ist es nicht, was ich will. Also werde ich hier im Karlsruher Nebel spazieren gehen oder vielleicht im Hardtwald bei Blankenloch. Da kann man öfters Damwild beobachten, manchmal auch Wildschweine. Im letzten Frühsommer konnte ich sogar über mehrere Monate hinweg das Heranwachsen von jungen Füchsen beobachten.

Das erste Mal sah ich sie durch Zufall im April vor ihrem Bau, nur ungefähr 50 Meter von einem Waldweg entfernt, auf dem eigentlich viele Leute spazieren gehen. Er wird auch von Joggern häufig benutzt. Trotzdem war der Fuchsbau auf Sichtweite in einer Waldschneise.

Vielleicht war es das erste Mal überhaupt, dass die Fuchsmutter ihren Nachwuchs vor den Bau führte. Es war der erste richtig warme Frühlingstag in diesem Jahr. Richtig kleine Wollknäuel waren das noch. Eins, zwei, drei... da ist noch einer, vier junge Füchse und ihre Mama spielten da vor ihrem Bau. In den folgenden Tagen und Wochen kam ich natürlich öfters zu dem Fuchsbau. Sie spielten jeden Abend um die gleiche Zeit draußen.

Als es an einem Wochenende Anfang Mai schönes Wetter war, nutzte ich die Gelegenheit und legte mich mit der Videokamera auf die Lauer, schon Stunden, bevor die Füchse ihre Zeit zum Spielen hatten. Und ich hatte Glück, die Fuchsbabys kamen heraus, aber sie waren nur kurzzeitig im Blickfeld, dann spielten sie im Unterholz weiter und ich sah sie nicht mehr. Sie waren inzwischen schon einen Monat älter und entfernten sich schon weiter vom Bau. Ich ging wieder, bevor ich sie beunruhige. Ich überlegte mir einen Plan, wie ich sie länger vor die Kamera bekomme. Am frühen Mittag ging ich schon zum Fuchsbau um Fleischköter auszulegen. Die Videokamera und den Fotoapparat legte ich in mein Versteck, ca 20 Meter vom Bau entfernt, damit beim Annähern nichts klappert. Dann schlich ich mich über den weichen Moosboden an. Was für ein Anblick! Da sitzen sie, in Reih und Glied. Drei junge Füchse sehen mich neugierig an, auf den Hinterbeinen sitzend. Ein Sonnenstrahl scheint durch das dichte Blättergewirr genau auf die kleinen Kerle. Und die Kameras liegen 20 Meter entfernt im Gebüsch! Ich ließ die Fleischbrocken fallen, während ich mich langsam rückwärts tastete, in Richtung meiner Kameras, Schwup, Schwup, Schwup - einer nach dem anderen verschwand im dunklen Erdloch, vorbei. Solch eine Fotochance würde ich nie wieder bekommen!

Ich setzte mich in mein Versteck im Unterholz, mit Blick auf die Stelle vor dem Bau, wo die Fleischköter liegen.

Außer, dass mir ständig die Ameisen über die Füße und in die Hosen krabbelten, passierte nichts, eine Stunde verging, noch eine. Wenigstens war es warm und ich mußte nicht frieren. Da, es tut sich was! Ein halbwüchsiger Damhirsch mit kleinen Spießen äste im Gras der Schneise. Er kam langsam näher, offensichtlich hatte er mich noch nicht bemerkt. Er kam immer näher, Meter für Meter. Er mußte mich längst gesehen und gewittert haben. Er schaute mich auch von Zeit zu Zeit an, äste dann aber weiter. Als er nur noch drei oder vier Meter entfernt war schärfte er plötzlich alle Sinne. Ganz ruhig stand er da, starrte an mir vorbei hinter mich, sprungbereit zur Flucht, alle Muskeln angespannt. Was war da hinter mir? Ich drehte mich langsam um. Auf dem Weg hinter mir ging eine Frau mit einem großen Hund. Auf der Stelle drehte der Hirsch

um. In hohen, weiten Sprüngen verschwand er im Unterholz. Danach war wieder Funkstille, nichts tat sich. Zeit zum Nachdenken: Warum hat der Hirsch mich nicht beachtet? Die Frau mit dem Hund, die viel weiter weg war, als ich, hat ihn zur sofortigen Flucht veranlasst. Warum hat er mich dann in nächster Nähe akzeptiert? Vielleicht lag es an seinem Erfahrungsschatz. Den einzigen Feind, den er hier kennt, ist der Mensch. Und der bewegt sich immer auf diesen Wegen, aufrecht. Ein Wesen, das da mitten im Dickicht auf dem Boden liegt, passt vielleicht nicht in sein Feindbild. Die Frau mit dem Hund dagegen schon. Dies ist meine Vermutung. Genau weiß ich das nicht.

Die Füchse zeigten sich nicht mehr, an diesem Tag. Eine Woche später versuchte ich mein Glück erneut, dieses Mal mit mehr Erfolg. Die Füchse spielten am Abend in der Schneise, fraßen auch die Köter. Ich kam zu einigen halbwegs brauchbaren Aufnahmen. Dieser „Fuchsfrühling“ war auch ein Maikäferfrühling. Das Gebiet, in dem sich der Fuchsbau befand, war besonders betroffen, von diesen gefräßigen Schwärmen. Bis zum Ende der Schwärmzeit, Ende Mai, waren fast alle Laubbäume kahlgefressen. Aber es ist auch interessant, diese Käfer genauer zu beobachten, wenn sie in den Abendstunden aktiv werden, an den Blättern nagen und ausschwärmen, um nach einem Paarungspartner zu suchen. Wenn sie den dann gefunden haben, gibt es ein kurzes Kennenlern- und Liebesspiel, bei dem man auf einander zukrabbelt und sich befühlt. Dann geht es aber gleich zur Sache. Das männliche Tier steigt auf den Rücken des Weibchens und führt sein im Verhältnis zur Körpergröße überdimensional langes Glied in die Scheide des Weibchens. Oft kommt es dabei vor, dass beide Tierchen vom Baum abstürzen. Es ist dann normalerweise um beide geschehen. Sie sind dann so verkrampft, dass sie nicht mehr in der Lage sind, sich von einander zu lösen und verenden müssen. Meine kleinen Füchse konnte ich in diesen Wochen noch öfters beobachten, und auch filmen. Es waren jedoch nie mehr als drei Jungfüchse. Der vierte, den ich ganz am Anfang noch sah, war wohl gestorben.

Eines Tages entdeckte mich der Vater der Füchse in meinem Versteck. Es war das erste Mal, dass ich ihn bei seiner Familie sah. Er entdeckte mich und rannte davon. Von da an habe ich die Fuchsfamilie nicht mehr gesehen. Aus den Babys waren inzwischen schon halbwüchsige Füchse geworden, die weite Strecken wandern können. Wahrscheinlich haben sie sich einen neuen Bau gesucht, nachdem der alte entdeckt und damit unsicher geworden war.

Allerdings fand ich einige Wochen später ein höchst verwunderliches Zeichen, dass der Fuchsbau möglicherweise doch noch oder wieder bewohnt war. Direkt vor dem Haupteingang zum Fuchsbau lag ein totes junges Wildschwein. Allerdings sind Füchse nicht in der Lage, ein Wildschwein zu töten. Außerdem ist es höchst unwahrscheinlich, dass ein Fuchs stark genug ist, ein verendetes Schwein vor seinen Bau zu schleppen. Ich schätzte dieses Jungschwein auf ca 20 kg. Ich bin nicht hinter des Rätsels Lösung gekommen. Jedenfalls lag das tote Schwein vor dem Fuchsbau. Es war ein weißes Schwein, ich hatte es zuvor schon zwei Mal mit seiner normal gefärbten Schwarzkittel-Familie gesehen. Möglicherweise war es krank und verendete, oder es wurde von seinem Rudel verstoßen und wurde dann ohne Schutz der Eltern eine Beute der Füchse. Aber wie haben die Füchse das doch schon relativ schwere Tier zu ihrem Bau gebracht? Es kann natürlich sein, dass sie es genau vor ihrem Bau erwischt und erlegt haben. Leider konnte ich auch nicht beobachten, ob und wie die Füchse das Schwein zerlegt und gefressen haben. Jedenfalls war es beim nächsten Mal, als ich zum Bau kam, einige Tage später, komplett verschwunden, vielleicht im Inneren des Fuchsbaus. Möglich ist aber auch, dass der für das Revier zuständige Jäger das tote Wildschwein vor den Fuchsbau gelegt hat, um festzustellen, ob der Bau noch bewohnt ist.

Das ist ein halbes Jahr her, die jungen Füchse sind inzwischen fast erwachsen und haben ihre Eltern mit Sicherheit verlassen. Sie haben sich ihr eigenes Revier gesucht, vielleicht ganz in der Nähe, vielleicht aber auch weit weg. Es wäre schon Zufall, wenn ich heute, an diesem grauen Novembertag einen von ihnen entdecken würde.

Wieder einmal bin ich hier unterwegs, wie so oft am Wochenende.

Ich gehe durch eine dieser Schneisen, in denen ich im Sommer die Füchse sah. Der Nebel schlägt sich als Rauhreif auf dem Moos nieder. Tiere sind keine zu sehen. Das Ende der Schneisen verliert sich im Grau des Nebels. Später komme ich auf einen Weg.

Weiter vorne befindet sich eine Wiese, eine helle Oase mit saftigem Gras umgeben von dichtem Wald mit Unterholz. Dort kann man oft Wild beobachten, Damwild und Rehe, die manchmal stundenlang auf der Wiese äsen. Aber auch Wildschweine habe ich dort schon gesehen. Ich versuche mein Glück. Nichts zu sehen, nur Nebel, das Ende der Wiese kann ich nicht erkennen. Die Wiese lädt zum Verweilen ein. Vielleicht tut sich ja doch noch etwas, wenn ich mal eine Weile am Waldrand warte. Die warme Jacke zugezogen und mit hochgestelltem Kragen setze ich mich unter eine hohe alte Kiefer.

Schon oft habe ich mich an den Stamm dieses Baumes gelehnt, geschlafen, geträumt, den Vögeln im Sommer zugehört. Im Frühling, an den ersten richtig warmen Tagen, kann man, wenn man ganz ruhig ist, sogar die Kiefern wachsen hören! Über den Winter, während der Wachstumspause, wird die Rinde trocken und spröde. Wenn nun im April die warme Sonne scheint, dann beginnen die Bäume zum ersten Mal wieder zu wachsen, die Rinde müßte sich ausdehnen, kann sie aber nicht, weil sie zu trocken ist. Also platzt sie und dabei entstehen knackende Geräusche. Die sich neu bildende Rinde ist noch frisch und geschmeidig und während des weiteren Wachstums entstehen keine Geräusche mehr.

Heute ist nichts zu hören, keine Vögel, keine knackende Rinde, auch der Nebel hängt nur lautlos über der Wiese und verschluckt die Kronen der hohen Kiefern in seinem grauen Schlund. Eine Weile sitze ich hier und träume von Afrika, wo ich in ein paar Wochen wieder hinreisen werde. Doch die langsam unter die Jacke kriechende Kälte reißt mich wieder aus den Träumen.

Wie bei den Füchsen habe ich mir auch auf dieser Wiese schon mal ein Versteck angelegt, um unbemerkt Damwild beobachten und fotografieren zu können. Solch ein Versteck ist recht einfach herzustellen. Man braucht sich nur einige dürre Äste, die der letzte Sturm von den Bäumen heruntergeworfen hat zusammen zu suchen und zu einem Sichtschutzwall zusammen zu fügen. Darauf verteilt man dann noch Laub und Gras und lässt nur eine kleine Öffnung zum durchschauen und für die Kamera. Wenn man dieses Versteck unter einem Busch baut, kann man zur perfekten Tarnung auch noch einige grüne, belaubte Zweige herunterbiegen und nötigenfalls etwas zusammenbinden. Hat man den Wind von vorne, dann kann man von diesem Versteck aus das Wild ganz und gar unbemerkt beobachten und filmen oder fotografieren. Ich konnte von solch einem Versteck schon stundenlang Damhirsche beobachten, die sich am frischen Gras labten, sich in Wasserpfützen suhlten und mit einander spielten ohne mich auch nur im Geringsten zu bemerken. Sobald sie allerdings Witterung bekommen, werden sie nervös. Es ist unglaublich wie ausgelassen sich Damhirsche über Frühlingswärme und das erste frische Gras freuen können. Normalerweise kommen sie immer vorsichtig und nervös umsichtschauend aus der schützenden Dichtung heraus auf die offene Wiese und erst wenn sie sich sicher sind, dass keine Gefahr droht, fangen sie an ruhig zu äsen. Ich saß aber mal an einem warmen Apriltag in meinem Versteck und wartete auf das Erscheinen des Wildes. Am frühen Abend kamen dann drei Damhirsche. Nicht umsichtig, wie sonst, nein, sie kamen in hohen Sprüngen heraus, ausgelassen tobend und wild durch das

frische Gras springend, wie ein verliebtes Paar. Sie suchten sich einen Platz mitten auf der Wiese, wo noch die Sonne hinschien zum äsen heraus und nicht am Rand, immer bereit zur sofortigen Flucht in den Wald, wie sonst. Sie genossen förmlich die wärmenden Sonnenstrahlen. Es war ein wahrer Freudensausbruch von Tieren, die von Natur aus sehr vorsichtig und scheu sind.

Die Kälte wird langsam unangenehm, drum gehe ich weiter, an verschiedenen Stellen kann ich frische Wühlspuren und Hufabdrücke von Damwild erkennen. Nicht nur Schweine sondern auch die Hirsche wühlen oft nächtelang im Waldboden, um nach Eicheln und auch Larven und Engerlingen zu suchen. Oft werden auch Ameisenhaufen vom Wild durchwühlt. Viele Ameisenhaufen sind im Frühjahr vollkommen zerstört und müssen von ihren überlebenden Bewohnern mühsam wieder zusammengetragen werden. Viele Ameisen erfrieren allerdings nach solchen Wühlaktionen, weil ihnen die schützende Wärme des Haufens fehlt. Dicht aneinandergedrängt und sich gegenseitig wärmend überdauern die Ameisen in ihrem schützenden Bau den Winter, sofern sie nicht durch das Wild ausgebuddelt werden.

Es ist ein wunderbares Erlebnis, an den ersten milden Frühlingstagen im März einen Ameisenhaufen genauer zu beobachten. Die Ameisen, die sich in den obersten Schichten des Ameisenhaufens befinden, kommen dann heraus und tanken in der Frühlingssonne Wärme auf. Wenn sie genügend gewärmt sind, gehen sie wieder hinein und geben ihre Wärme an die Ameisen ab, die sich in tiefer gelegenen, kälteren Schichten befinden. So erwachen nach und nach immer mehr Ameisen aus der Winterstarre und kommen an die Oberfläche, um sich in der Sonne zu wärmen. Dicht gedrängt sitzen sie dann an der Oberfläche ihres Haufens um möglichst viel Sonnenwärme zu absorbieren. Eine einzelne Ameise könnte nicht so viel Wärme aufnehmen, wie das möglich ist, wenn viele Tierchen zusammengedrängt in der Sonne sitzen. Ich konnte das schon öfters beobachten. Wie dunkle, sich langsam bewegende Flecken erscheinen die Ameisenansammlungen dann auf der etwas helleren Oberfläche des Haufens. Man kann dies nur an ein oder zwei Tagen im Jahr beobachten, den allerersten milden, nachtfrostfreien Frühlingstagen. Danach beginnt für die Ameisen wieder die Zeit des emsigen Arbeitens bis sie die ersten Nachtfroste im Herbst wieder in die Winterstarre fallen lässt.

Jetzt, im November schlafen die Ameisen schon fest in ihren meist noch nicht zerwühlten Haufen. Wild kann ich trotz intensiver Suche zunächst keines entdecken. Inzwischen bin ich wieder am Weg am Rande der Wiese angelangt. War da nicht ein Knacken! Ich lausche, schaue über die Wiese. Ein dunkler Schatten taucht aus dem Nebel auf, kommt rasch näher. Ein Damhirsch, er trabt genau auf mich zu! Hat er mich denn nicht bemerkt? Es ist ein jüngeres Tier. Er bleibt wenige Meter vor mir stehen und schaut mich an. Er hat noch kein richtiges Geweih nur kurze Spieße, wie der Hirsch im Sommer beim Fuchsbau. Ist es womöglich dasselbe Tier? Langsam und ruhig, ohne Scheu, geht er vor mir vorbei, wechselt auf die andere Seite des Weges, auf dem ich jetzt weitergehe. Der Hirsch zupft ein paar Grasbüschel ab, dann geht er neben mir her, während er immer wieder ein paar Grashalme abrupft und frißt. Dann wechselt er wieder die Wegseite, geht auf der anderen Seite weiter, so als ob ich gar nicht da wäre. Er begleitet mich wie ein Hund, läuft neben mir her schaut mich kurz an, schnuppert wieder am Boden, reißt etwas Gras ab. Er überholt mich, dann überhole ich ihn wieder. Kurzzeitig geht er ein Stück in den Wald hinein, kommt aber zurück. Ich bin ergriffen, kann es nicht fassen. Warum flüchtet er nicht?

Zunächst kommt mir in den Sinn, dass er vielleicht krank sein könnte, doch das mag ich nicht so richtig glauben. Ich könnte mir eher vorstellen, dass er durch die Brunftzeit, die

ja zurzeit ist, etwas verwirrt ist. Er ist ja noch sehr jung und hat wohl zum ersten Mal in seinem Leben sexuelle Gefühle, mit denen er noch nichts anzufangen weiß. Man hört ja öfters davon, dass Tiere während ihrer Paarungszeit total von Sinnen sind und ein Verhalten zeigen, das ihrem normalen natürlichen Verhalten total widerspricht. Ein Norweger erzählte mir mal, dass er, als er mit seiner Planierdrape auf einer Baustelle in einem Waldgebiet arbeitete von einem liebessüchtigen Elch angegriffen worden sei. Der habe sich mit gesenktem Kopf vor die Planierdrape gestellt und das über 20 Tonnen schwere Monstrum schließlich attackiert!

„Mein“ verwirrter Junghirsch zeigt jedoch keinerlei Aggressivität, er begleitet mich 15 Minuten lang wie ein Hund. Ich werde ihn „Waldi“ nennen, wie einen Hund, einen Dackel. Der Hirsch Waldi sieht zwar nicht aus wie ein Dackel und er versteht mich wohl auch nicht, wenn ich ihn „Waldi“ rufe. Aber weil er wie ein Hund neben mir her läuft, heißt er für mich nun Waldi. Und Waldi weicht auch weiterhin nicht von meiner Seite, zunächst zumindest. Meine ganzen Sinne sind auf diesen höchst seltsamen Hirsch gerichtet. Auf dem vom Frost zusammengefrorenen Schotter knicke ich kurz um, mache eine hastige Bewegung, um mich abzufangen und nicht zu stürzen. Und jetzt erschrickt das Tier, rennt davon. Er verschwindet schnell im Nebel zwischen den Bäumen. Mach's gut Waldi!

Langsam wird es dunkel und ich mache mich auf den Rückweg. Das Hirscherlebnis bleibt meine einzige Tierbeobachtung heute. Während ich zum Auto zurück gehe verdichtet sich der Nebel noch etwas und es wäre auch schwer, jetzt noch Tiere zu sehen.

## Willy !

Die afrikanische Sonne ist längst glutrot über dem Marafluss untergegangen. Die afrikanische Nacht fällt schnell herein, innerhalb weniger Minuten ist es vollkommen dunkel hier in mitten der Savanne in Kenya. Die Dämmerungsphase dauert hier, fast direkt am Äquator bei weitem nicht so lange, wie bei uns in Europa. In dem Camp unter den alten knorrigen Bäumen am Ufer des Flusses sitzen einige Safariteilnehmer um das lodernde Lagerfeuer und lassen die Erlebnisse des ereignisreichen Safaritages nochmals Revue passieren, erzählen sich von ihren Tierbeobachtungen, die sie auf unterschiedlichen Pirschfahrten gemacht haben. Die Wärme, die vom Lagerfeuer abgestrahlt wird ist wohltuend, denn in den klaren Nächten wird es hier in Afrika schnell empfindlich kalt. Obwohl es tagsüber fast immer um 30 Grad hat, kann es in der Nacht oft bis fast an die 0 Grad runtergehen! So sitzen wir hier am Feuer und reiben uns die Hände über den wärmenden Flammen.

Hinter uns rauscht monoton der Marafluss und murmelt sein ewiges Lied. Draußen in der Savanne ist das Tierleben noch in vollem Gange. Unzählige verschiedene Laute dringen an unser Ohr. Knisternd fliegen einige Funken aus dem Feuer, leuchten wie Glühwürmchen gegen den dunklen Nachthimmel und erlöschen, bevor sie im trockenen Gras Unheil anrichten können. Der Platz um die Feuerstelle ist ausgetreten und ohne Bewuchs. Das Murmeln der zirka 50 Gäste im Camp mischt sich unter die Geräusche der Natur. Aus dem Haupthaus des Campes riecht es lecker nach deftigem Essen, das in einer halben Stunde serviert wird. Ich stehe auf und gehe noch etwas hinaus in die offene Landschaft. Es ist kalt, klar funkeln die Sterne vom Himmel. Man hat hier in Afrika den Eindruck, als seien die Sterne viel näher als in Europa. Sie scheinen zum Greifen nah.

Weit kann ich mich nicht vom Schutz des Campes entfernen, das wäre viel zu gefährlich. Bald kommt auch einer der Askaris, die das Camp bewachen, um mich zu ermahnen. Es ist der Massai Kamakei. Er erkennt mich, ich war ja schon viele Male hier im Camp und kenne die meisten Leute, die hier im Camp arbeiten. Zu vielen habe ich inzwischen ein freundschaftliches Verhältnis, auch zu Kamakei.

Kamakei ist in seinem langen Schweizer Militärmantel kaum zu sehen im Dunkel der afrikanischen Nacht. Nur die silberfarbenen Knöpfe an seinem Mantel, seine Ohrringe und seine lächelnden Zähne leuchten im fahlen Licht des Mondes. Er weiss, dass er mich nicht ermahnen braucht, nicht vom Camp weg zu gehen.

„Was ist mit Willy, ich habe ihn noch garnicht gesehen?“ fragte ich Kamakei. „Ist er nicht mehr hier?“ „Doch, Willy ist noch hier, nicht immer, er kommt mal für eine Weile, dann verschwindet er wieder für eine Zeit lang. Wir haben ihn auch schon ein paar Tage nicht gesehen, aber er kommt bestimmt wieder!“ antwortet Kamakei.

Willy ist ein alter Flusspferdbulle, der schon seit Jahren sein Revier in der Nähe des Campes hat. Bei meinem ersten Besuch hier hatte er noch ein Weibchen, doch das ist längst verschwunden, vielleicht tot, vielleicht auch bei einer anderen Gruppe. Willy ist schon ein sehr alter Knabe, etwa 20 Jahre, für ein Flusspferd schon ein stattliches Alter. Ich befürchtete schon, dass er vielleicht inzwischen im Flusspferdhimmel ist, doch Kamakei ist sich sicher, dass Willy noch lebt.

Ich gehe wieder zum wärmenden Lagerfeuer zurück. Es ist immer ganz amüsan, was die Safarihelden so alles von ihren Touren erzählen. So manch ein erfahrener Afrikatrotter spinnt da sein Safarilatein. Da ist dann die Rede von Dutzenden Adlern, gemeint sind natürlich Geier! Ein anderer erzählt von einer ganzen Herde von Nashörnern,



mindestens 20 Stück... Nashörner sind natürlich Einzelgänger! Nur Mütter mit ein oder zwei Jungen kann man manchmal zusammen beobachten.

Ich setze mich wieder in den Kreis und lausche den Geschichten. Nur wenige Meter hinter mir rauscht der Marafluss, dessen Wasser einige hundert Kilometer weiter in den riesigen Viktoriasee fließt.

Plötzlich ertönt ein tiefes drohendes Grunzen. Willy! Doch was hat er? Er ist doch sonst so friedlich. Das Knurren wird drohender und böser! Wasser klatscht und spritzt, das ist ein Kampf! Böses, gefährliches Gebrüll dröhnt aus dem Fluss herauf, auch die Afrikaner eilen herbei, doch es ist zu dunkel, wir können nichts sehen. Ein anderes Brüllen vermischt sich mit dem Grunzen Willys. Ein Löwe! Plötzlich ist alles wieder still, nur ein zufriedenes Schnauben dröhnt noch aus dem Wasser herauf. Willy hat den Kampf offensichtlich gewonnen. Klar, er wiegt ja mindestens fünf Mal so viel, wie ein Löwe. Was genau vorgefallen ist, können wir nicht feststellen, aber wahrscheinlich war der Löwe zum Saufen an den Fluss gekommen, gerade an der Stelle, an der Willy sich zur Nachtruhe begeben hat. Dass der Löwe den Fluss überqueren wollte, ist eher unwahrscheinlich. Löwen sind wasserscheu und wenn überhaupt, dann gehen sie nur an Stellen mit wenig Strömung ins Wasser. Beim Camp hat der Marafluss aber eine starke Strömung und er ist zurzeit gut einen Meter tief, zu tief für einen Löwen!

Nach diesem Schreck am Abend lassen wir uns das Dinner schmecken und danach geht der heutige Tag gemütlich zu Ende mit Erzählungen am Lagerfeuer.

Den folgenden Vormittag verbringe ich mit angeln im Fluss. Auch Willy ist da. Er planscht genüsslich im Wasser, ab und zu zeigt er auch mehr, als nur seine Ohren und Augen. Anzeichen von Verletzungen, von dem Kampf mit dem Löwen sind nicht zu sehen. Immer wieder taucht er unter und kurze Zeit später wieder auf. Oder er schwimmt den Fluss rauf und runter. Irgendwie scheint es ihm einen Riesenspass zu bereiten, mir die Fische zu vertreiben. Jedenfalls habe ich heute kein Angelglück.

Erzählen möchte ich auch noch von einem rotzfrechen Impalabock, der sich gelegentlich auf dem Campgelände herumtreibt und sich auch nicht scheut, in den Speisesaal zu spazieren und bei den Gästen um Fressbares zu betteln. Ich erinnere mich noch gut an die Situation, als ich ihn zum ersten Mal sah. Wir kamen gerade von einer Beobachtungsfahrt am frühen Morgen zurück und gingen zurück in unsere Zelte. Plötzlich kam ein Impalabock auf mich zu und stellte sich mir mit gesenktem Kopf und nach vorne gerichteten Hörnern in den Weg. Ich malte mir im Geist schon mit Grauen aus, was für ein Gefühl das wohl ist, wenn sich diese spitzen, korkenzieherartigen und leicht gebogenen Hörner in meinen Bauch bohren...! Vorsichtshalber packte ich den „Angreifer“ mit beiden Händen fest an den Hörnern. Doch es schien ihm erst recht Freude zu bereiten, mit mir einen Ringkampf zu machen! So standen wir uns eine ganze Weile gegenüber und versuchten uns gegenseitig niederzudrücken. Nachgeben wollte natürlich zunächst keiner von uns. Ich schon aus dem Grund nicht, weil ich nicht diese Korkenzieher im Leib haben wollte. Ich kannte das verspielte Tier ja noch nicht und dachte, dass er wohl ernst macht. Nach einer Weile versuchte die Antilope dann aber, sich loszureißen und als ich den Bock dann loslies, rannte er auch gleich weg.

Doch er trieb sich auch weiterhin auf dem Gelände herum.

In einem der Zelte wohnte ein älteres Paar aus der Schweiz. Beide schon Mitte Achzig! Bewundernswert, dass sich die beiden in diesem hohen Alter noch eine Safari zutrauten! Der alte Mann streute vor seinem Zelt immer Brotkrümel für die Vögel aus. Doch bevor die Piepmatze sich ihr Fresschen holen konnten, war der Impalabock da und leckte alles auf, jedes Mal! Und der alte Herr versuchte jedes Mal, den Bock zu vertreiben, mit jeweils nur kurzfristigem Erfolg.

Nach dem Mittagessen pflegten die beiden alten Herrschaften immer im Schatten vor dem Zelt ein Schläfchen zu halten. Sie saßen dann in ihrem Korbessel und dösten vor sich hin, halb schlafend und halb den Geräuschen der Savanne lauschend. Eines Nachmittags kam nun der Impalabock, dieser Schlingel, ganz unschuldig herangeschlendert, rupfte etwas Gras, suchte nach Brotkrümeln. Wie zufällig schlich er sich hinter den Stuhl, auf dem der alte Herr schlummerte. Als der Bock nahe genug heran war, spieste er mit seinen Hörnern unter die Lehne des Korbstuhls und hob ihn mit Leichtigkeit hoch. Der alte Herr purzelte rücklings ins Gras und der Bock rannte mit dem Stuhl auf den Hörnern einige Meter davon, um dann stehen zu bleiben, sich umzudrehen und den verdattert im Gras Liegenden scheinbar auszulachen!

Irgendwie sah die Situation ja urkomisch aus, doch der Alte fand das natürlich garnicht lustig. Ich hatte Mühe, mir das Lachen zu verkneifen und half dem Mann wieder auf die Beine. Wenigstens hatte er sich nicht verletzt, außer vielleicht seinen Stolz!

Am Abend trieb der Bock dann zur Abwechslung wieder Mal im Speisesaal seinen Schabernack. Er ließ sich immer wieder was Neues einfallen, um an die begehrten Happen zu kommen.

## Auf Safari

Der Aufenthalt in einem dieser luxuriösen Camps, die meist wunderschön gelegen sind, oft an herrlichen Aussichtspunkten oder direkt an einem Fluss im Schatten alter Bäume, ist immer ein Erlebnis. Der Komfort in diesen Camps ist sehr angenehm und die romantische Stimmung abends am Lagerfeuer lässt das Herz eines jeden Safarifreundes höher schlagen. Die meisten dieser Camps bieten sogar Dusche und WC in jedem, der geräumigen Zelte! Nach einer langen und staubigen Tagesetappe durch den heißen Busch Afrikas weiß man diesen Service auch wohl zu schätzen!

Noch naturnäher und romantischer ist es natürlich, wenn man sein Zelt selbst mitbringt und abends irgendwo in der Weite der Savanne aufbaut.

Von einer solchen Tour, fast ohne Luxus, möchte ich in diesem Kapitel erzählen. Sie führte mich, zusammen mit einigen anderen Naturfreunden unter anderem durch die berühmten Nationalparks Ngorongoro-Krater und Serengeti.

Nachdem wir auf unserer sechswöchigen Tour drei Tage Pause an den Ufern des Lake Manyara in Tanzania machten, herrscht nun wieder Aufbruchstimmung. In Sachen Tierbeobachtungen geht es einem neuen Höhepunkt entgegen. Ziel unserer heutigen Tagesetappe ist der berühmte Ngorongoro Crater, wo wir die nächsten beiden Tage bleiben wollen. Von dort werden wir dann weiter in die wildreichen Steppen der Serengeti fahren.

Steil und in vielen Kurven windet sich die Straße an der Abbruchkante des Rift Valley empor, zum letzten Mal auf dieser Reise. Von nun an werden wir den Bereich dieses Tales verlassen und damit auch das Masailand hinter uns lassen.

Schon kurz nach dem Lake Manyara geht der üppige Wald des Seeufers in trockene Steppe über. Doch je mehr wir nun an Höhe gewinnen, wird die Vegetation wieder reichhaltiger. Wir fahren durch riesige Kaffeeplantagen, bis wir schließlich in etwa 3000 Meter Höhe dichten Bergregenwald erreichen.

Wir sind vom Lake Manyara nur gut eine Stunde gefahren, als wir plötzlich erneut vor einem tiefen Abgrund stehen, nachdem wir das Riftvalley ja gerade erst verlassen haben. Vor uns liegt der riesige Ngorongoro Crater, dessen Talsohle etwa 600 Meter tiefer liegt. 20 Kilometer Durchmesser hat dieser erloschene vulkanische Krater. In seinem Inneren hat sich ein einzigartiges Tierparadies entwickelt.

Wir machen Rast in der Loge oberhalb des Kraterrandes. Hier bekommen wir einen afrikanischen Wildhüter an Bord. Ohne Begleitung darf man nicht in den Krater fahren. Über einen steilen, ausgewaschenen und steinigen Weg geht es durch dichten Regenwald hinunter in den Krater. Weiter unten geht die Landschaft dann in grüne Savanne über. Die Zufahrtswege sind nur mit geländegängigen Fahrzeugen befahrbar.

Schon auf der Fahrt hinunter in den Krater erhalten wir einen ersten Eindruck von dem überwältigenden Tierreichtum dieses Kraters und unten auf dem Kraterboden eröffnet sich dann ein einzigartiger Anblick vor unseren Augen. Gnus und Zebras, Büffel und Giraffen, Antilopen und Gazellen ziehen ruhig und ohne jegliche Scheu an uns vorbei. An einem kleinen See liegen vier ausgewachsene Löwenmännchen mit prächtiger brauner Mähne im Gras und überblicken majestätisch die Umgebung. Eine Löwin schiebt sich geduckt auf den Teich zu und versucht, sich an ein einzelnes Zebra anzuschleichen. Doch das Zebra hat die Gefahr längst erkannt und als die Löwin zum Schlußspurt ansetzen will, springt das Zebra mit kraftvollen Sprüngen davon. Die Löwin versucht ihr Jagdglück nun an einer Wildgans, doch als diese sich scheinbar hämisch lachend in die Lüfte erhebt, zieht sich die Löwin frustriert ins Gebüsch zurück.

Wir setzen unsere Fahrt fort, vorbei an unzähligen Herdentieren und erreichen gegen Mittag eine Gruppe alter Bäume, wo wir in mitten von Zebra-, Gnu- und Büffelherden unsere Zelte aufschlagen.

Am Nachmittag unternehmen wir noch eine Pirschfahrt in die nähere Umgebung. Außer den üblichen Herdentieren gibt es hier im Krater auch noch einige Nashörner. In vielen anderen Gebieten sind die Nashörner schon so gut wie ausgestorben, doch hier im Ngorongoro Crater können sie gut geschützt werden und so konnte sich hier eine gesunde Population erhalten. Da der Ngorongoro Crater gut überschaubar ist und alle Besucher genau registriert werden, können Wilderer leicht aufgespürt werden und so ist ein optimaler Schutz der Wildtiere gewährleistet.

Auf der weiten ebenen Grasfläche des Kraterbodens sind überall kleine und größere Gruppen von Wildtieren zu sehen. Zebras, Gnus, Büffel, Elefanten, Antilopen erscheinen wie versprengte dunkle Flecken in der weiten hellgrünen Landschaft, die begrenzt ist durch die dunkelgrün bewaldeten Kraterwände. Steil und hoch wachsen sie zu allen Seiten aus der Ebene. Ein paar kleinere blaue Seen und einige verstreute Galleriewälder sorgen für Farbtupfer in dieser weiten Ebene des Kraterbodens. In den flachen Seen fischen Flamingos, die, wenn sie auffliegen, aus der Ferne aussehen wie rosa Nebelwolken, die über der Ebene schweben. Und über allem spannt sich ein tiefblauer Himmel, an dem kein Wölkchen zu sehen ist.

Wir machen etliche Fotostops, lassen uns Zeit, die unzähligen Tiere zu beobachten. Eine Gruppe von fünf Elefanten ist schon aus größerer Entfernung zu erkennen. Es handelt sich um drei erwachsene Kühe und zwei Jungtiere, die sich in einem Gebiet mit relativ hohem Gras aufhalten. Ulf, unser Fahrer, fährt bis auf eine Entfernung von etwa 50 Metern heran und schaltet den Motor ab. Wir stehen auf der Aussichtsplattform des Wagens und beobachten die grauen Riesen. Sanft weht der heiße Wind um unsere Köpfe und säuselt im Gras. Von den Elefanten ist von Zeit zu Zeit ein Krumpeln und Schnauben zu hören. Nach einer Weile fahren wir weiter und lassen die Elefanten in Ruhe. Vorbei an den riesigen Herden fahren wir langsam zurück in Richtung Lager. Nashörner finden wir heute jedoch keine. Obwohl der Kraterboden weithin überschaubar ist, kann man die Nashörner nur schwer finden, da sie auf größere Entfernung nicht von den vielen anderen Tieren zu unterscheiden sind.

Am Abend sind wir wieder zurück im Lager. Von hier aus sehen wir im letzte Abendlicht die Tiere in einiger Entfernung vorbeiziehen, Gnus Büffel, Zebras begleiten uns in den Abend. Über dem gemütlichen Lagerfeuer bereiten wir uns unser Abendessen, die Geräusche der Wildnis im Ohr und den klaren afrikanischen Sternenhimmel über uns. Gemütlich sitzen wir noch lange ums Feuer, genießen die Stimmung und nehmen den Geruch der nahen Tiere in uns auf.

Später beim Einschlafen höre ich noch das weit entfernte Brüllen von Löwen. Vielleicht sind es die Löwen, die wir heute Vormittag am See gesehen haben, denke ich, dann schlafe ich ein.

Später vernehme ich im Unterbewusstsein, in einem Zustand zwischen Traum und Wirklichkeit ein durchdringendes Knurren, ganz nahe. Ich schrecke hoch, bin aber doch noch im Schlaf. Wieder höre ich einen markerschütternden Knurrer. Ich schlage um mich, nach dem Löwen, der offensichtlich genau neben mir liegt. Da trifft mich seine schwere Pranke an Arm und Brust, zweimal, dreimal schlägt er zu. In Totesangst schlage ich aus Leibeskräften um mich und schreie was ich kann. Doch der Löwe zeigt sich unbeeindruckt. Mit beiden Pranken hält er mich nun fest und schüttelt mich - bis ich wach bin. „Oh Mann“, denke ich, der „Löwe“ war Uwe, mein Zeltkamerad, und das „Knurren“ war wieder mal sein Schnarchen.

Naja, ich bin aber doch froh, dass es kein Löwe war. Und ein paar blaue Flecken hat der „Ersatzlöwe“ auch abbekommen, wie sich am nächsten Morgen herausstellt.

Die anderen erkundigten sich am Morgen besorgt, was das in der Nacht für ein „Todeskampf“ gewesen sei. Etwas peinlich war ihnen die ganze Sache, denn alle haben sie mein Geschrei gehört, doch keiner kam aus dem Zelt, um nachzuschauen, was los ist. Sie grübelten nur darüber, ob nun jemand träumt, oder ob wirklich was passiert ist.

Erleichtert nehmen nun am Morgen alle zur Kenntnis, dass es nur ein Traum war und als Uwe nun davon erzählt, wie ich ihn als Löwe verprügelt habe, ist es mir wahnsinnig peinlich. Lachen müssen wir alle, als wir darüber philosophieren, wie wohl ein richtiger Löwe reagieren würde, wenn ihm der kleine Bernd den Pelz verschlagen wollte.

Nachdem wir uns alle von dem Schrecken der Nacht erholt haben, bereiten wir uns das Frühstück und dann machen wir uns auf, um auf einem ganztägigen Ausflug den Krater zu erkunden und uns viel Zeit für Tierbeobachtungen zu nehmen.

Vorbei an den allgegenwärtigen Gnus und Zebras steuern wir zunächst die Seenplatte in der Mitte des Kraters an. Schon von weitem sind die rosa Wolken der auffliegenden Flamingos zu erkennen. An den Seen konzentriert sich der Wildbestand noch mehr, als im übrigen Krater. Zebras, Gnus, Büffel und Antilopen äsen in dem saftigen Gras um die Seen. In dem seichten Wasser stehen die langbeinigen Flamingos zu Tausenden und filtern das Wasser mit ihren gebogenen Schnäbeln nach Fressbarem. Andere stehen einfach nur im Wasser und haben den Kopf zum Schlafen unter die Flügel gesteckt. Die Luft ist erfüllt von den heißeren Rufen der großen rosa Vögel.

Auf unserem Streifzug durch den Krater kommen wir nun an einem der Galleriewälder, die überwiegend aus Schirmakazien bestehen, vorbei. In ihrem Schatten haben sich einige Elefanten untergestellt. Giraffen ziehen graziös am Waldrand entlang, um an den Bäumen zu äsen. Wie der Bug eines Schiffes das Wasser zerschneidet, treibt unser Truck auf unserer langsamen Fahrt durch die Kraterebene die Herden von Gnus und Zebra auseinander. Hinter uns entsteht ein „Fahrwasser“, das aber bald wieder zu einer homogenen Masse von Tieren verschwimmt.

Bei unserem Mittagspicknick im Schatten alter Bäume an einem kleinen Kratersee können wir einige Flusspferde beobachten. Die Wellen, die die massigen Leiber der Flusspferde bei ihren Bewegungen erzeugen, versetzen das Schilf am Ufer in rhythmische Schwingungen wie die Laolawellen in einem Fußballstadion.

Während wir so dasitzen und die Tiere beobachten, setzen sich zwei Glanzstare auf einen Zweig, nur etwa einen Meter neben mir.

Nach einer ausgiebigen Mittagspause setzen wir unsere Beobachtungsfahrt durch den Krater fort. Langsam ziehen wir mit den Tieren weiter. Oftmals hält unser Fahrer das Fahrzeug irgendwo in der weiten Ebene an, stellt den Motor ab und wir lassen einfach die verschiedensten Tiere an uns vorüberziehen und genießen die friedliche Stimmung unter den äsenden Tieren.

Am späten Nachmittag deutet unser Ranger plötzlich mit der Hand nach rechts in eine Zone mit hohem Gras. „Rhino, Rhino!“ ruft er. Tatsächlich, da steht ein Nashorn im hohen Gras. Beim Näherkommen erkennen wir auch noch ein zweites, junges Nashorn weiter hinten. Wir beobachten die massigen Tiere mit dem wertvollen Horn auf der Nase eine ganze Zeit lang.

In Fernost würde man für das Horn der Tiere ein Vermögen bezahlen. Skrupellose Geschäftsleute haben diese Tierart deswegen an den Rand der Ausrottung gebracht. Gemahlen wird dem Horn des Rhinozeroses sexuelle Wunderwirkung zugeschrieben. Dabei könnte man genauso gut an den Fingernägeln kauen, die bestehen nämlich aus der gleichen Substanz, wie das Rhino-Horn.

Als Ulf versucht, noch näher an die Tiere heranzufahren, startet das größere Nashorn einen Scheinangriff, dreht jedoch vor unserem 12 Tonnen schweren Truck wieder ab und zieht sich mit dem Jungtier wieder ins hohe Gras zurück.

Da es langsam Abend wird, begeben auch wir uns auf die Rückfahrt zu unserem Lager. Friedlich stehen die Herden im flachen Abendlicht und werfen lange Schatten auf das kurze grüne Gras der Kraterebene. Wir ziehen mitten hindurch, wie ein Schiff, das im Schein der untergehenden Sonne in den heimatlichen Hafen einläuft.

Zurück im Camp entfachen wir unser Lagerfeuer, bereiten unser Abendessen und setzen uns anschließend ums Feuer. Wie gestern genießen wir auch heute den Abend am Lagerfeuer in Sicht- und Hörweite der Wildtiere der Savanne und lassen die Geräusche und den klaren afrikanischen Nachthimmel auf uns einwirken. Das Knistern des Feuers untermalt das Ganze mit der Musik des Lagedebens. Heute verläuft die Nacht ruhig, keine schlechten Träume von Löwen.

Der neue Tag beginnt wie alle Tage zuvor auch schon mit wolkenlosem Himmel. Langsam steigt die Sonne hoch und wird von Stunde zu Stunde heißer. Wir verlassen den Krater, setzen unseren Ranger wieder in der Lodge ab und fahren weiter Richtung Westen, zunächst noch durch dichte Bergregenwälder und Kaffeeplantagen. Später wird die Landschaft wieder trockener und heißer.

Gegen Mittag erreichen wir die Olduvai Schlucht, eine Landschaft, die etwas an das Monument Valley in Amerika erinnert, allerdings im Miniaturformat. Doch hier sind nicht wind- und wettergeformte Berge die Attraktion, sondern die bisher ältesten Funde menschlicher Skelette, Schädel, Werkzeuge und Lagerplätze. Bis zu 1,9 Millionen Jahre alt werden die Funde datiert, die man hier gemacht hatte. Entdeckt wurde diese Fundstelle von dem berühmten Paläontologen Professor Leakey .

Die Schlucht ist durch Wassererosion ausgewaschen. Dadurch wurden die verschiedenen Ablagerungsschichten der letzte zwei Millionen Jahre freigelegt. In fast allen dieser Ablagerungsschichten, vor allem in den ältesten, wurden menschliche Überreste entdeckt. Sie geben wichtige Hinweise zur Erforschung der Entwicklungsetappen unserer Art. Die Funde, die man hier gemacht hat, sind etwa 30000 bis 1,9 Millionen Jahre alt. Vor allem durch die Forschungstätigkeit von Professor Leakey, die inzwischen von seinem Sohn fortgeführt wird, wurde Olduvai zur wichtigsten Fundstätte von Vor- und Frühmenschen.

Wir besichtigen das kleine Museum, in dem verschiedene Funde ausgestellt sind und die Ablagerungsschichten mit ihren Fundstellen grafisch dargestellt sind. Von einer Aussichtsterrasse haben wir einen Überblick über die Schlucht, in der noch immer gegraben wird.

War vielleicht das Paradies wirklich in dieser Weltgegend?

Heute ist die Umgebung von Olduvai alles andere als paradiesisch. Heiß und wüstenhaft präsentiert sich die Landschaft hier. Wir fahren durch trockene ebene Savannenlandschaft weiter Richtung Ndutu Safari Lodge, die an einem kleinen See am Rande des Serengeti Nationalparks liegt. In der Nähe von Ndutu schlagen wir unser heutiges Nachtlager auf, in den Weiten der Serengetisteppe.

Heute geht die Fahrt weiter durch die weiten Ebenen der Serengeti. Erbarmungslos brennt auch heute wieder die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Hier gibt es keine Bäume, allenfalls niedriges Buschwerk. Bis zum Horizont erstreckt sich die weite ausgedörrte Grasebene. Einige verstreute Hügel erheben sich diffus aus der endlosen Weite. Tiere gibt es kaum zu sehen. Einige vereinzelt Gazellen ziehen einsam über die hitzeflimmernde Ebene. Mitten in der weiten Ebene erscheint plötzlich ein flacher großer See, in dessen Vordergrund ein paar Gazellen dahinziehen. Doch beim Näherkommen löst sich der See so plötzlich wie er erschienen war, wieder in Luft auf.

Es war eine Fata Morgana. Nur die einsamen Gazellen ziehen traurig durch die trockene endlose Steppe.

Nachdem wir eine ganze Weile durch die von Tieren leergefegte Steppe gefahren sind, tauchen nach und nach immer mehr Tiere auf. Erst sind es nur einzelne Gruppen von Gnus und Zebras, die wie dunkle Flecken in der ebenen Weite stehen. Doch bald werden es mehr, endlose Tierketten, vor allem Gnus, ziehen langsam, wie eine gigantische Karawane durch das Land, während sie friedlich äsen. Wir sind auf den großen Tierzug getroffen, der auf seiner jährlichen Wanderung nun, Ende Dezember, diesen Teil der Serengeti erreicht hat. Jedes Jahr um die gleiche Zeit erreichen die Riesenherden, die aus mehreren hunderttausend Tieren bestehen, die gleichen Gebiete. Professor Grzimek hat diese Zugwege erforscht und die Tiere gezählt und damit die Wichtigkeit der Schutzgebiete in den heutigen Grenzen bewiesen. Oftmals sind ganze Landstriche, wie das Gebiet das wir gestern und heute durchfahren haben, von Tieren verlassen und leergefegt. Doch zu einer anderen Jahreszeit wimmelt es an gleicher Stelle nur so von Großwild. Dann ziehen die großen Gnu- und Zebraherden durch, gefolgt von Antilopen; Büffeln und natürlich von Raubtieren, die, wie die Grasfresser auch, ihrer Nahrung hinterherziehen. Es ist ein einzigartiges Naturschauspiel, wenn die Herden in langen Ketten wie endlose Karawanen friedlich äsend über die weite Ebene ziehen und plötzlich aus einem Landstrich wieder ganz verschwunden sind. Sie hinterlassen eine kahle abgefressene Landschaft, in der nichts außer der flimmernden Hitze zu sehen ist.

Ein Naturschauspiel ganz besonderer Art, durfte ich miterleben, als ich vor einigen Jahren im Oktober in der Masai Mara in Kenya weilte. Es war die Zeit, in der die großen Tierherden von der Masai Mara aus in Richtung Süden, in die Serengeti wandern. Mehrere Millionen Zebras, Gnus und andere Herdentiere zogen in endlosen Schlangen durch die weite Landschaft und weideten dabei das Gras ab. Von einer Anhöhe des Soit Ololol Escarpment hatte ich einen grandiosen Überblick über weite Teile der Masai Mara. Wie Rauch zogen die Tierherden unten durch die Ebene. Weiter südlich konnte ich ein Stelle erkennen an der der Zug am Fluss ins stocken geraten war. Ich fuhr dort hin, um den Grund des Stockens herauszufinden. Was ich dort erleben durfte, war unglaublich. Die Tiere waren gezwungen, den Fluss zu durchqueren. Immer wieder zogen Tiergruppen heran. Die vordersten Tiere stockten, sie zögerten, in die Fluten zu springen, denn dort lauerten Krokodile. Sie warteten nur darauf, eines der im Wasser völlig wehrlosen Zebras und Gnus unter Wasser zerren zu können. Doch die nachfolgenden Tiere schoben unerbittlich, so blieb den vorderen keine Chance, sie mussten ins Wasser springen und den Fluss durchqueren. Hoch spritzte das Wasser bei jedem Tierleib, der in die schäumenden Fluten sprang. Bis zum Hals im strömenden Wasser sprangen die Tiere durch den Fluss. Da passierte es. Verzweifelt wehrte sich ein Gnu in den reißenden Fluten unter Wasser gezogen zu werden. Doch es hatte keine Chance gegen das Krokodil. Unerbittlich haben die kräftigen Kiefer der Riesenechse das Gnu gepackt und zerrten es unter Wasser. Es war ein kurzer Kampf.

Die anderen Gnus und Zebras dieser Gruppe kommen unbeschadet über den Fluss. Doch schon bei der nächsten Herdengruppe, die den Fluss überqueren muss, kann wieder ein Tier den Krokodilen zum Opfer fallen.

Einige Monate später wurde ich in der Masai Mara Zeuge, wie ein Gnukalb geboren wurde. Die Mutter hatte sich für die Niederkunft von der Herde abgesondert. Doch schon zwanzig Minuten nach der Geburt war das neugeborene Kalb in der Lage, sich mit seiner Mutter der Herde anzuschließen und weiter zu ziehen. Es ist auch überlebensnotwendig, dass die jungen Kälber schon nach kurzer Zeit mit der Herde weiterziehen können, um nicht gleich den Raubtieren zum Opfer zu fallen. Viele Tierbabys werden sofort nach der Geburt von Hyänen, Schakalen, Geparden oder

Leoparden gefressen. Auch dieses Mal hatten sich schon mehrere Schakale eingefunden, die sich gierig über die Nachgeburt hermachten.

Solche Beobachtungen können wir dieses Mal nicht machen. Wir setzten unsere Fahrt fort, Richtung Seronera. In der ebenen Steppe tauchen nun einzelne Felseninseln auf, die für diese Gegend typisch sind. Diese Hügel aus übereinandergetürmten Granitbrocken sollen über 2 Milliarden Jahre alt sein. In den schattigen Spalten zwischen den Felsen hält sich die Feuchtigkeit länger, als in der ebenen Umgebung. Deshalb wachsen auf den Felseninseln Bäume und Sträucher. Die Hügel bieten ideale Aufenthaltsorte für Löwen, Leoparden und auch Geparden, die von den Felsbrocken aus einen idealen Überblick über die Ebene mit ihren Tieren haben. Aber auch Schlangen, Echsen, Klippschliefer und Vögel halten sich hier gerne auf.

In einer dieser Felseninseln ist die Seronera Wildlife Lodge gebaut. Obwohl sie mitten in der offenen Steppe liegt, kann man sie von der Ferne kaum sehen, so gut ist sie in die Umgebung eingepasst. Wir legen eine nachmittägliche Pause ein.

Danach fahren wir weiter Richtung Westen. Langsam erscheinen nun wieder Bäume und Buschwerk, die Gegend liegt nun bereits im Einflußbereich des Viktoriasees mit seinem feuchteren Klima. Am Nachmittag sind am Himmel seit längerem wieder einige Quellwolken erschienen. Doch sie sind bald wieder in sich zusammengefallen und haben keinen Regen geliefert.

In der Nähe des so gut wie ausgetrockneten Flusses Orangi finden wir einen schönen Platz zum Übernachten, im Schatten hoher Akazien, geschützt von einigen Felsen und Buschwerk. Wir schlagen unser Lager auf und gehen der routinemäßigen Abendbeschäftigung nach. Zelte ausladen und aufstellen, Tisch und Bänke aufstellen, Holz sammeln und ein Lagerfeuer entzünden, Essen bereiten.

Plötzlich setzt sich Matthias mit schmerzverzerrtem Gesicht auf die Bank. Er hat hier im Lager versucht, wie ich barfuss zu gehen. Nun zieht er sich einen etwa fünf Zentimeter langen Akaziendorn aus der Fußsohle. „Wie machst Du das nur?“, fragt er mich, „Du läufst jeden Tag barfuss, ohne irgend einen Stachel zu bekommen und ich versuche es ein einziges Mal und trete mir gleich solch ein Monstrum rein!“ „Da hast Du einfach Pech gehabt, ich habe zwar mehr Hornhaut, da geht nicht jeder Stachel gleich durch, aber diese Dinger durchdringen selbst die lederharten Sohlen der Masai“, erkläre ich ihm. Wir verpflestern Matthias blutende Wunde, dann geht es wieder.

Kurt und Doris haben damit keine Probleme. Sie laufen auch bei der größten Hitze in dicken Wanderstiefeln herum, was ich mir für mich beim besten Willen nicht vorstellen kann. Da würden mir die Füße kochen.

Nachdem alles fertig ist, sitzen wir alle bei Tisch und lassen uns Ricardos Serengetimenuen schmecken. Danach lassen wir den Abend gemütlich ausklingen. Bevor wir uns nach und nach in die Zelte zurückziehen, gibt es noch eine flüchtige Katzenwäsche, viel Wasser steht uns ja nicht zur Verfügung. Aber zum Zähneputzen und den Staub gleichmäßig im Gesicht zu verschmieren reicht es aus. Dann verschwinden alle der Reihe nach im Busch, weit vom Lager entfernen dürfen wir uns jedoch nicht, hinter jedem Busch könnte ein gefährliches Tier lauern. Wie in den letzten Tagen, kehrt auch heute schon gegen acht Uhr Ruhe im Lager ein. Es hat sich inzwischen so eingebürgert, dass wir schon früh schlafen gehen, nach den anstrengenden Tagen. Dafür sind wir meist schon spätestens um halbsechs morgens wieder munter.

Wir werden in den nächsten Tagen den Viktoriasee erreichen und in einer Woche die Urwaldgebiete in Zaire. Über die Erlebnisse in den Bergregenwäldern Zaires erzähle ich im folgenden Kapitel „Zärtliche Riesen“!



## 4. Zärtliche Riesen

Langsam erklimmen wir die Ausläufer der Virungavulkane, in Zaire, mitten im Herzen Afrikas. Die Virungavulkane sind vor allem bekannt durch die letzten freilebenden Berggorillas, die in den undurchdringlichen Urwäldern an diesen oft von Nebel verhüllten Bergen zu Hause sind. Von unserem Besuch bei diesen faszinierenden Menschenaffen und von dieser herrlich schönen Landschaft hier möchte ich in diesem Kapitel erzählen. Die Piste wird schlechter, ist ausgewaschen und mit Rinnen und Furchen überzogen, durch die bei Regen das Wasser abfließt. Am Himmel ziehen einige leichte Wolken dahin, die Lufttemperatur ist sehr angenehm, so um die zwanzig Grad. Entlang der Piste bietet sich immer wieder das gleiche Bild. Barfüßige Lastenträger, darunter viele Kinder, die ihre schweren Säcke entlang der Piste tragen, beschauliche Anwesen mit prachtvollen Bananenstauden, üppig wuchernde Wälder und immer wieder Scharen von kleinen Kindern, die unserem Laster hinterherlaufen, nebenherlaufen, winken, lachen, kreischen. Schnell fahren können wir ohnehin nicht, die Piste ist sehr schlecht. Einige der kleinen Dörfer, durch die wir fahren sind parkartig angelegt. Durch eines fließt ein kleiner klarer Bergbach, an dem wir unsere Wasserkanister wieder mal füllen. Die Ufer sind gesäumt von den herrlichsten Blumen, in der Umgebung gedeiht der Kaffee im Überfluss. Wir biegen nach Osten ab, auf eine schmale Piste durch dichten Wald. Bei den Wäldern hier in der Umgebung handelt es sich um Sekundärwald, also nachgewachsenen Wald. Vom früheren tropischen Urwald sind nur noch kümmerliche Reste vorhanden.

Kurz vor der ugandischen Grenze zweigt eine schmale Piste ab, eigentlich nur die holperige Andeutung eines Weges. Hier geht es in das Gorillagebiet.

Auf der Suche nach einem geeigneten Lageplatz biegen wir auf einen schmalen Fahrweg ab, der zunächst durch üppigen Wald und später durch Bananenheine führt. Links vom Weg rauscht ein Urwaldfluss durch sein tief ausgewaschenes, von üppiger Vegetation überwuchertes Bett. Nach einer Weile wird der Weg noch schmaler und führt wieder durch dichten Wald. Langsam arbeitet sich der Truck über den nassen, verwurzelten, holperigen Weg vorwärts, bis schließlich vor uns eine Lichtung auftaucht. Wir fahren auf eine herrliche Waldwiese, die sich zum Lagern anbietet. Also halten wir an und steigen aus. Die Luft ist vom Rauschen, das von tosenden Wassermassen herrührt, erfüllt. Erich und ich gehen zum Fluss. Dort bleiben wir staunend stehen. Etwa hundert Meter flussaufwärts steht eine tosende Gischtwolke über dem Fluss, die zeitweise den Blick auf einen herrlichen, von üppigen Urwaldbäumen umgebenen Wasserfall freigibt. Wir rufen die anderen her, die teilweise schon mit dem Zeltaufbau beschäftigt sind. Alle sind begeistert, einen traumhafteren Platz fürs Nachtlager hätten wir wohl kaum finden können.

Nachdem wir unser Lager aufgeschlagen haben, erkunden wir jeder für sich die herrliche Umgebung, hier mitten im Wald. Es gibt einen Trampelpfad entlang des Flusses und des Wasserfalls, der zu einer Entdeckungstour einlädt. Steil führt der schmale, überwucherte Pfad durch den Wald nach oben, Zwanzig Meter weiter rechts stürzen die braunen Wassermassen tosend in die Tiefe. Oberhalb des Wasserfalls führt der Pfad direkt am Wasser entlang. Ein umgestürzter Baum direkt am Ufer lädt zum Verweilen ein. Der Blick geht entlang des Flusses über den Wasserfall. Der Fluss ist eingerahmt von Palmen und hohen Urwaldbäumen, von denen Lianen herunterhängen. Farne und üppige Blattkräuter säumen die Ufer. Die Flussteine am Ufer sind mit dichtem Moos bewachsen. Über der aufstiebenden Gischt des Wasserfalles steht ein herrlicher Regenbogen. Während ich so hier auf dem umgestürzten Baumstamm sitze und diese paradisische Stimmung genieße, kommen auch noch Doris, Kurt und Anneliese auf

dem schmalen, verwurzelten und mit Farnen und Blättern überwucherten Pfad hier hoch geklettert und setzen sich zu mir. Wir reden nicht viel sind einfach nur begeistert von der herrlichen Umgebung.

Wenn man sich Afrikas Dschungel vorstellt, denkt man wohl zu erst an drückende Hitze, an unangenehme Schwüle, die jede Bewegung lähmt. Ganz anders hier: Eine herrlich milde Luft umgibt uns, wie bei uns zu Hause im Mai. Es macht richtig Spaß, Entdeckungstouren zu unternehmen und durch den Urwald zu streifen. So ist das Wetter nicht nur hier am Wasserfall, sondern auf der ganzen Fahrt seit Kigali haben wir schon solch herrliches, angenehmes Wetter, das an unseren Frühsommer erinnert.

Am Abend im Lager lauschen wir den unzähligen Stimmen des tropischen Waldes und dem Rauschen des tosenden Wasserfalls. Vor uns prasselt seit längerem wieder ein Lagerfeuer. Unser letztes Feuer hatten wir in unserem Lager am Kagerafluss in der ersten Nacht in Ruanda. Heute sind wir auch nicht von neugierigen Kindern umringt, sondern können in Ruhe die friedliche Urwaldstimmung genießen.

Der Virunga-Nationalpark erstreckt sich über eine Länge von etwa 400 Kilometer vom Nyiragonga im Süden bis zu den Urwäldern an den Hängen des Ruwenzoris. Einer der wildreichsten Teile ist das Gebiet südlich des Idi Amin Dada See, dem früheren Edwardsee.

Heute geht unsere Fahrt ins Gorillareservat an den Virungavulkanen. Kurz vor der Grenze verlassen wir die Hauptpiste, und fahren auf einem sehr schlechten Fahrweg durch dichte Wälder und über Wiesen- und Weideland weiter. Rechts und links des Weges tauchen immer wieder Hütten auf, Leute gehen auf dem Weg, Kinder spielen auf den Wiesen und laufen unserem langsam vorwärts kommenden Truck hinterher.

In einer kleinen Ansiedlung mit den gewöhnlichen strohgedeckten Rundhütten stehen wir plötzlich vor einer kleinen, baufällig aussehenden Brücke, die über einen kleinen Bach führt. Die Brücke besteht aus einigen unbefestigten, längs über den Wasserlauf gelegten, morschen Baumstämmen. Die Zwischenräume sind mit Zweigen und lehmigen Erdreich aus der Umgebung aufgefüllt und abgedichtet. Die ganze Holzkonstruktion ist mit Erde abgedeckt. An manchen Stellen klaffen breite Lücken zwischen den einzelnen Stämmen. Die letzte Flut hat das Erdreich herausgespült. Über diese Brücke können Fußgänger gefahrlos übergehen, sie mag vielleicht auch noch einen Landrover tragen, aber für unseren zwölf Tonnen schweren Truck sehen wir kaum Chancen. Es kommt auf einen Versuch an. Wir steigen alle aus, bis auf Ulf und laden die schwersten Ausrüstungsgegenstände ab. Auf diese Weise machen wir unser Fahrzeug etwa knapp zwei Tonnen leichter. Außer dem sinkt natürlich das Verletzungsrisiko, wenn nur eine Person im Wagen sitzt, falls das Fahrzeug einbricht. Nun verstärken wir die Brücke mit unseren Sandblechen. Die Eingeborenen, die inzwischen herbeigeströmt sind, um zu schauen, werfen noch einige Zweige und Steine auf die Brücke. Dann steigt Ulf ein, legt den kleinsten Gang ein und fährt ganz langsam los. Langsam, ganz langsam schiebt sich das schwere Fahrzeug vorwärts.

Das Erdreich rieselt in Klumpen aus den Zwischenräumen heraus. Die Holzbalken knarren, aber sie brechen nicht. Der Truck kommt heil rüber.

Es ist schon fast Abend geworden und vor uns tauchen nun nebelverhangen die bewaldeten Virungaberger auf. Auf einer Wiese schlagen wir in Sichtweite von mehreren Hütten unser Lager auf. Ulf und Ricardo gehen zu der Rangerstation, wenige hundert Meter von hier entfernt, von wo aus die Gorillaführungen gestartet werden. Als sie später zurückkommen, bringen sie uns frohe Kunde: „Morgen geht's los! Wir müssen unsere Gruppe in drei Teile aufteilen. Zwei Gruppen können morgen zu zwei

verschiedenen Gorillagruppen wandern. Die dritte Gruppe muss bis übermorgen warten. Wir haben versucht, die Ranger zu überreden, uns in nur zwei Gruppen aufzuteilen, aber sie dürfen nicht. Mehr als sechs Personen pro Gorillagruppe dürfen am Tag nicht in die Berge aufsteigen. Zurzeit halten sich zwei verschiedene Gruppen hier auf. Später wird der Stationschef herkommen und uns alles erklären!“

Nach einer halben Stunde kommt der Ranger, ein sportlich wirkender Afrikaner in grüner Uniform, und gibt uns Anweisungen für die nächsten Tage im Gorilla-Urwald. Wir werden mit einem einheimischen Führer gehen. Seine Anweisungen sind auf das Genaueste zu befolgen. Beim Annähern an die Tiere müssen wir uns ganz ruhig verhalten, jede ruckartige Bewegung kann als Aggression verstanden werden und den sofortigen Angriff eines Gorillamännchens bewirken. Ebenso sollen wir den Gorillas nicht direkt in die Augen schauen. Das ist bei den Gorillas eine Geste der Aggression. Wenn wir die Gorillas tatsächlich finden sollten, dürfen wir uns nur geduckt oder kniend nähern. Auf keinen Fall aufrecht stehen. Das würde ebenfalls als Aggression gedeutet. Ebenso sollten wir die Tiere nicht direkt von vorne fotografieren, sie könnten das Kameraobjektiv für ein sie anstarrendes Auge halten.

Es gibt zur Zeit zwei Gorillagruppen in der Gegend. Die eine ist sehr weit weg und wir müssen alles in allem mit einem Tagesmarsch von mindestens acht Stunden rechnen. Die andere Gruppe ist etwas näher, da müssen wir etwa fünf Stunden wandern. Er plaudert noch ein wenig mit uns über die Gorillas. Eine Garantie, dass wir welche sehen, kann natürlich nicht gegeben werden. Manchmal kann man sie ganz toll beobachten, dann wieder laufen sie gleich weg und verschwinden im Dickicht, wenn man sich ihnen nähert. An anderen Tagen kann man nur kurze Zeit einige wenige Tiere beobachten und es passiert auch öfters, dass man gar keine findet. Es passiert sogar sehr oft, öfter, als dass man sie gut beobachten kann. Der Begleiter weist zwar, wo sie sich gestern aufhielten und wird dort mit der Suche beginnen, doch die Gorillas können an einem Tag große Strecken wandern und dann nur schwer wieder gefunden werden. Es gehört halt auch ein wenig Glück dazu und es ist eine Expedition, kein Zoobesuch. Die Wanderung kann sehr beschwerlich werden und bei tropischer Schwüle stundenlang durch dichten Dschungel mit Moskitos und anderem Getier führen.

Dann verabschiedet der Ranger sich von uns. Er erwartet die ersten beiden Gruppen dann morgen früh um sieben in der Station. Wir können ruhig ein bisschen früher kommen. Es gibt dort viele interessante Erläuterungen zu lesen.

Nach dem Abendessen teilen wir die Gruppen ein, dann ziehen sich alle in ihre Zelte zurück. Spannung hängt in der Luft.

Ich liege noch länger wach und denke an morgen. Ich werde den Achtstundenmarsch machen, zusammen mit Anneliese, Hermann und Erika sowie Maria und Erich. Werden wir Gorillas sehen? Werde ich Fotos machen können?

Ich habe mir extra für diese Expedition extrem hochempfindliche Filme gekauft, habe zu Hause im Wald an grauen Herbsttagen alle Filme getestet, die über der 1000ASA Grenze liegen, darunter auch ein Diafilm. Doch der war gleich durchgefallen. Auch ein 3200!!ASA-Negativfilm brachte keine zufriedenstellenden Ergebnisse. Ich entschied mich dann für einen 1600ter Negativfilm eines bekannten japanischen Herstellers. Er brachte bei den Probeaufnahmen mit Abstand die besten Ergebnisse. Morgen wird er sich bewähren müssen, hoffentlich.

Irgendwann schlafe ich dann ein.

Um fünf Uhr ist Wecken. Verschlafen kriechen die heutigen Teilnehmer aus den Zelten. Wir schlürfen unseren Kaffee, essen etwas Marmeladebrot, richten unseren Tagesproviant, dann geht es los. Nebel hängt noch über den Wiesen, die Berge stecken

noch hinter dichten Morgenwolken. Die Luft ist feucht und kühl. Der Tag dämmt gerade, die Sonne ist noch nicht aufgegangen. In den Hütten der Eingeborenen, die wie Heuhaufen schemenhaft im Dunst stehen, herrscht noch friedliche Ruhe. Es ist noch nicht das gewöhnliche Lärmen der Kinder zu hören. Die schlafen noch tief und fest, als wir über die nassen Wiesen Richtung Rangerstation gehen.

Schon nach wenigen Minuten erreichen wir die Station. Es ist alles noch still und friedlich. Hinter dem Haus zieht sich ein Trampelpfad über Wiesen an sanften Hängen hoch und verschwindet weiter oben in dichtem Urwald. Dort geht es zu den letzten Berggorillas dieser Erde.

In der Empfangshalle der Station hängen einige Schautafeln über die Erforschung der Gorillas, ihr Sozialleben, ihren derzeitigen Lebensraum und ihre Überlebenschancen. Derzeit leben in diesem Gebiet rund um die Virungavulkane etwa 360 Gorillas, darunter noch einige Silberrücken. Das sind die alten Gorillamänner, die auf dem Rücken silbergraues Haar bekommen. Einen silbernen Rücken bekommen nur die Männer. Der Silberrücken ist gewöhnlich der Chef der Gruppe. Die Anzahl der Gorillas hat in den letzten Jahren wieder etwas zugenommen. Anfang der achtziger Jahre schienen sie akut vom Aussterben bedroht, durch Wilderei und Zerstörung ihres angestammten Lebensraumes. In den letzten Jahren konnte sich ihr Bestand durch umfangreiche Schutzmaßnahmen etwas erholen, doch kann noch lange keine Entwarnung gegeben werden. Die ständig wachsende Bevölkerung dringt immer weiter in den Lebensraum der Gorillas vor und zerstört diesen. Die Gorillas werden mehr und mehr zurückgedrängt. Immer wieder kommt es vor, dass Gorillas neu angelegte Gärten verwüsten und die frisch gewachsenen Gemüsepflanzen auffressen. Der Garten liegt in ihrem bisherigen Revier. Hierdurch entstehen Konflikte zwischen Kleinbauern und Gorillas, wodurch die Gorillas in ihrer Existenz bedroht sind. Die Gorillas leben in Familienverbänden, denen meist ein Silberrücken, einige Weibchen und mehrere Jungtiere und jüngere Männchen angehören. Sie durchstreifen täglich ein großes Revier und geraten so immer wieder in die Anpflanzungen der vordringenden Menschen.

Kurz nach sieben hören wir Schritte, zwei mit je einer Flinte bewaffnete junge Afrikaner in grüner Uniform kommen auf uns zu. Es sind unsere Führer. Sie reden englisch und fragen uns, wer welche Tour machen möchte. Wir melden uns und sagen, dass wir die Achtstundentour machen werden. Der kleinere, etwas jüngere, vielleicht etwa zwanzigjährige Führer stellt sich uns vor: „My name is Johannes. I will go with you. OK, are you ready, than lets go!“ Langsam erklimmen wir den Trampelpfad hinter dem Haus. Inzwischen ist die Sonne aufgegangen und scheint diffus durch den Dunst. Langsam beginnt sich die frische Luft zu erwärmen. Während der Wanderung, die stetig bergan führt wird uns ohnehin warm. Bald verlassen wir die sonnenbeschiedenen Wiesen und tauchen ein, in den kühlen Schatten des dichten Urwaldes.

So wandern wir immer weiter bergauf, Stunde um Stunde. Dichtes Blattwerk säumt den schmalen Trampelpfad. Außer Johannes geht noch ein weiterer Afrikaner voran und hackt mit der Machete den Weg durch den dichten Dschungel frei. Durch das Blätterdach einfallende Sonnenstrahlen verzaubern den Wald mit einem mystischen Glanz. Zeitweise führt der Weg über sonnenüberflutete Lichtungen mit Feldern und einigen Hütten, um dann wieder in den dichten, schattigen Urwald einzutauchen. Von den Lichtungen haben wir teilweise einen atemberaubenden Ausblick über dicht bewaldete Täler. Einzelne Bäume überragen das grüne Blätterdach bei weitem. Langsam wird es wärmer, der Dschungel beginnt zu dampfen, die Luft wird unerträglich schwül. Moskitos setzen uns zu und Äste und Zweige zerkratzen uns Arme und Beine. Bei jedem Schritt rinnt uns der Schweiß aus allen Poren. Mit ansteigender Höhe werden zumindest die Temperaturen etwas erträglicher, aber die hohe Luftfeuchtigkeit bleibt.

Gegen Mittag treten wir wieder auf eine Lichtung hinaus, auf der eine Hütte in Mitten einiger Anpflanzungen steht. Einige Kinder spielen auf der anderen Seite der Lichtung, ihre Eltern hacken vor der Hütte im Garten. Hinter der Hütte laufen einige Hühner umher. Johannes geht hin und redet mit den Leuten. Sie verkaufen uns einige frische Hühnereier. Dann zeigen sie uns Fußspuren in einem ihrer Gemüsebeete. Sie sehen auf den ersten Blick wie Fußabdrücke eines Menschen aus. Aber es muss schon ein sehr großer Mann gewesen sein, der solche Riesenabdrücke hinterlässt. Nein, das sind keine Menschenabdrücke! „Hier waren heute Nacht oder am frühen Morgen Gorillas!“, erklärt uns Johannes.“ Sie sind dort in den Wald gegangen, doch niemand weiß wie weit sie gegangen sind.

Ab jetzt folgen wir keinem ausgetretenen Pfad mehr, jetzt geht es quer durch den Dschungel. Mühevoll haut Johannes den Weg frei. Plötzlich bleibt er stehen und deutet in den Wald nach rechts. Wir schauen dort hin, können aber nichts Aufregendes sehen. Er geht ein Stück in die angezeigte Richtung und haut den Stamm einer Pflanze ab. „Das ist Zuckerrohr, wollen Sie mal versuchen? Ist gut gegen den Durst und sehr vitaminreich!“ Wir probieren, es schmeckt wirklich sehr gut, schade dass es nicht noch mehr davon gibt.

Weiter bahnen wir uns einen Weg bergauf durch das Blättergewirr des Dschungels. Wieder bleibt Johannes stehen, schaut sich um, dann wendet er sich einem Ameisenhaufen zu. Der Haufen ist frisch aufgewühlt. „Hier haben sie gefressen“, erklärt Johannes, „Gorillas essen gern Ameisen. Sie wühlen einen Haufen auf, lassen sich die aufgeschreckten Ameisen auf die Hand krabbeln und lecken sie dann mit der Zunge auf!“ Dann deutet er auf einige geknickte Zweige. „Hier sind sie weiter gegangen!“ Weiter arbeiten wir uns in die angegebene Richtung voran. Ameisen krabbeln uns an den Beinen hoch, ich habe kaum noch ein freie Körperstelle, die nicht von den Moskitos malträtiert ist. Es wird immer beschwerlicher, sich durch das dichte Blättergewirr vorwärts zu arbeiten. In den Ohren dröhnt das allgegenwärtige schrille Zirpen der Zikaden. Vor uns erscheint eine Stelle an der die niedrigen Blattpflanzen großflächig niedergedrückt sind. „Hier haben sie ihr Lager gehabt und ausgeruht. Das ist noch nicht lange her, höchstens ein paar Stunden!“ „Brauchen wir noch lange?“ frage ich Johannes. „Das weiß niemand. Es kann sein, dass es nur noch ein paar hundert Meter sind, es kann auch sein, dass die Gorillas noch mehrere Kilometer gegangen sind. Ich kann noch nicht einmal sagen, ob wir sie überhaupt finden. Manchmal ziehen sie gleich weiter, wenn sie uns bemerken. Und sie bemerken uns lange bevor wir sie sehen! Hmm, hmm, hmm! So machen die Gorillas, wenn sie uns begrüßen wollen. Es ist ein Ausdruck des Friedens, bei den Gorillas! Hmm, Hmm, Hmm!“, ahmt er erneut den Begrüßungsruf der Gorillas nach. Es kommt keine Antwort aus dem Dickicht.

Ich atme durch, hole Luft, weiter geht es. Äste werden abgeschlagen, Zweige und Blätter beiseite geschoben. Man muss ständig auf der Hut sein, dass man nicht die zurückschnellenden Zweige, die der Vordermann umgebogen hat, ins Gesicht bekommt. Weiterhin sind keine Gorillas zu sehen oder hören. Da, ich hörte etwas! War das nicht dieses Hmm, Hmm, das Johannes vorhin nachgeahmt hat? Ich schaue ihn an, doch er zeigt keine Reaktion. Ich habe mich wohl getäuscht. Doch jetzt höre ich es deutlicher: „Hmm, Hmm, Hmm!“ Jetzt reagiert auch Johannes, der dicht vor mir geht und antwortet „Hmm, Hmm, Hmm!“ „Sie sind ganz nahe!“, wendet er sich zu uns um. „Seien sie ganz ruhig und gehen sie langsam und geduckt weiter, Hmm, Hmm!“

Langsam schleichen wir vorwärts, fast in der Hocke. Da, rechts von mir huscht ein dunkler Schatten durch das Gebüsch. Doch er ist schon wieder verschwunden. Ich spähe angestrengt ins Gebüsch. „Da war einer, doch jetzt ist er weg!“, sage ich zu den anderen. „Du hast dich bestimmt getäuscht“, meint Erich. „Doch, da ist noch einer!“, sagt nun

Hermann. Jetzt sehe ich ihn auch. Es ist ein junges Tier. Es schaut uns ängstlich aus dem dichten Gebüsch heraus an. Fotoapparate klicken. Johannes deutet uns an, weiter zu kriechen. Auf der rechten Seite huschen nun mehrere Jungaffen zwischen den Sträuchern und Bambusstangen hindurch. „Come, come, please!“ winkt uns Johannes weiter. Wir kriechen auf allen Vieren auf eine kleine Lichtung mitten im dichten, schier undurchdringlichen Dschungel. Die Sonne scheint hier durch das dichte Blätterdach hindurch und erleuchtet die winzige Lichtung.

„Mein Gott, ist das schön“, denke ich. Es ist ein unglaublicher Augenblick, unfassbar! Da sitzen sie, die ganze Familie! Friedlich und glücklich scheinen sie. Sie zeigen keinerlei Scheu vor uns. Die beiden alten sitzen gegenüber, am Rande des dichten Unterholzes. Er ist ein Riese. Wenn das kein Silberücken ist. Ich kann es nicht sehen. Er sitzt mit dem Rücken von uns abgewandt im Gras. Sein Weibchen lehnt lässig an seinem dicken Bauch und genießt sichtlich die zarten Streicheleinheiten, die er ihr angedeihen lässt. Zärtlich kraut er ihr mit dem linken Mittelfinger den Kopf. Sie stören sich überhaupt nicht an uns.

Die Jungen turnen zwischen uns und den Eltern im Gras herum. Einer kommt auf uns zugerannt, fletscht die Zähne und trommelt sich wild auf die Brust. „Er will imponieren“, flüstert uns Johannes zu. Andere fressen genüsslich von den Blättern der umliegenden Büsche. Wir sind still und ergriffen. Das ist wirklich unfassbar schön. So toll habe ich es in den kühnsten Träumen nicht erträumt. Plötzlich saust ein Jungaffe direkt auf Johannes zu. Der wendet sofort den Blick ab, um keine Aggressionen hervorzurufen. Doch der Gorilla will nur spielen. Er reißt Johannes die Mütze vom Kopf und rennt damit einen Kreis. Dann wirft er sie wieder her, kommt zurück und schlägt Johannes übermütig auf den Rücken. Der lässt es geduldig über sich ergehen. Bald wird es dem Affen langweilig und er tobt nun mit den anderen Gorillajungen weiter. Meine Kamera läuft inzwischen fast heiß. Ich schieße ein Foto nach dem anderen. Ich bin total begeistert. Ich knie mitten in einem Ameisenhaufen. Aber es stört mich nicht, dass sie mir in die Hose krabbeln und wütend in den A...-Allerwertesten beißen und weis Gott, wo sonst noch alles hin. Ich sehe nur die Gorillas und vergesse die gesamte Umwelt. Plötzlich stupst mich Hermann von hinten an. Er möchte auch mal fotografieren. In meiner Begeisterung habe ich gar nicht bemerkt, dass ich ihm die ganze Zeit vor den Augen gekniet bin und er kaum zum Fotografieren kommt.

Ich lege mich nieder und wende mich um, um zu sehen, ob die anderen nun fotografieren können. Plötzlich fühle ich ein zartes Streicheln an meinem Arm. Ich schaue wieder nach vorne und sehe einen jungen Gorilla, der mich anschaut und mir mit der Rückseite des gekrümmten Zeigefingers über den Arm streichelt und mich neugierig befühlt. Als ich ihn nun anschau, springt er aber sofort wieder zurück. Ein faszinierendes Erlebnis! Im Liegen fotografiere ich weiter, immer noch krabbeln die Ameisen auf mir herum. Inzwischen ist einer der Jungen auf einen Baum geklettert und zieht sich ganze Zweige durch den Mund, um die Blätter abzustreifen. Unten am Boden toben die anderen weiter und ziehen ihre Schau ab. Es besteht für mich kein Zweifel, diese intelligenten Tiere wissen genau, dass sie uns mit ihrer Schau begeistern können. Jetzt erheben sich auch die beiden Alten und gehen langsam und bedächtig auf allen Vieren über die Lichtung. Und jetzt kann ich ihn ganz deutlich sehen, den silbergrauen Rücken des riesigen Gorillamannes. Er ist ein Silberücken! Auf der ganzen Welt gibt es höchstens noch zehn oder fünfzehn Silberücken, hier in Virunga. Wir haben einen davon gesehen und sind uns dessen bewusst, welch unverschämtes Glück wir haben. Viele berühmte Naturforscher haben jahrelang suchen müssen, bis sie endlich ihren Silberücken vor die Kamera bekommen haben und wir sehen gleich einen auf einer eintägigen Exkursion.

Jetzt verschwinden „unsere“ Gorillas im Gebüsch, der alte gemächlich voran, gefolgt von dem Weibchen. Dahinter toben dann die Jungen übermütig davon, das unvergessliche Schauspiel ist vorbei. Wir bleiben noch eine Zeit lang ruhig sitzen, um das gerade Erlebte zu verarbeiten. Es war wie ein Traum.

Dann machen wir uns auf den langen Abstieg. Wir sind uns alle einig, das war wohl der Höhepunkt unserer Reise. Etwas Großartigeres kann gar nicht mehr kommen. Das war mehr, als wir uns je erträumen konnten.

Langsam gehen wir bergab. Wir sind müde und erschöpft. Je weiter wir runter kommen, desto heißer wird es jetzt. Die Temperatur ist zwar gar nicht so hoch, aber die Schwüle ist schier unerträglich. Über den Bergen braut sich anscheinend ein Gewitter zusammen. Dunkle Wolken kündigen baldigen Regen an.

Nach drei Stunden kommen wir verschwitzt und müde im Tal an, noch ein paar hundert Meter, dann sind wir wieder im Lager. Wir waren insgesamt neun Stunden unterwegs. Die andere Gruppe wird längst zurück sein. Wir sind gespannt auf deren Erlebnisse bei den Gorillas.

„Na, wie war’s bei Euch?“. Willy kommt uns ein Stück entgegen. „Ganz toll, wir haben die Gorillas längere Zeit aus nächster Nähe beobachten können. Sie haben sogar mit uns gespielt. Es war auch ein Silberrücken dabei. Komm, lass’ uns erst mal ins Lager gehen“ Wir gehen mit Willy zurück. „Und ihr, wie war’s bei euch, habt ihr auch Gorillas gefunden, seit ihr schon lange da?“ „Wir sind seit knapp zwei Stunden zurück, wir waren auch über sieben Stunden unterwegs. Es war ganz schön anstrengend. Aber es hat sich gelohnt. Wir haben auch Gorillas gesehen, allerdings immer nur aus größerer Entfernung!“

Wir erreichen das Camp. Großes Hallo, aber bevor wir uns zu den anderen ans bereits lodern Lagerfeuer setzen, genehmigen wir uns einen frischen Trink und ich wechsle die durchschwitzten Klamotten gegen frische. Dann geht’s zum gemütlichen Teil des Tages am Lagerfeuer über. Ein Blick zum Himmel zeigt, dass wir hier heute Abend nicht alt werden. Dichte Regenwolken machen sich in allen Richtungen breit.

Ricardo hat schon das Essen fertig, so können wir uns gleich stärken.

„Wir haben die Gorillas nur von weitem sehen können“, erzählt Esther, jedes Mal, wenn wir versucht haben näher zu kommen, sind sie wieder im Gebüsch verschwunden. Aber es war ganz toll und ein unvergessliches Erlebnis!“ „Aber jetzt erzählt doch mal, wie es bei euch war!“ fordert Ulf auf. Wir erzählen begeistert von unseren Erlebnissen bei den Gorillas, von deren Spielen, von dem massigen Silberrücken, der zärtlich seine Frau gestreichelt hat und von dem „Dreikäsehoch“ (er hat immerhin auch schon das Gewicht eines erwachsenen Menschen), der dem Ranger die Mütze klaute. Die anderen sind begeistert. „Da habt ihr wirklich ganz großes Glück gehabt“, bestätigt Ulf, „die meisten sehen die Gorillas nur kurz oder von Weitem, wie der Ranger gestern ja auch gesagt hat!“ Wir erzählen uns noch eine Weile gegenseitig von unseren Wanderungen, von den Strapazen und von den Erlebnissen. Die ersten Regentropfen fallen aus dem dunklen Nachthimmel. Wir setzen uns noch eine Weile unter das große Zeltdach, das seitlich am Truck angebracht ist. Es regnet sich langsam ein.

Morgen werden noch Matthias, sowie Ulf und Ricardo zu den Gorillas aufbrechen. Sie werden noch Gesellschaft bekommen von zwei fremden Wanderern. „Hoffentlich hört es bis morgen auf, zu regnen!“, befürchtet Matthias schon einen Regenmarsch. „Hoffen wir’s, solche Regenfälle können auch hier in den afrikanischen Bergen lange anhalten, wenn sich die Wolken erst mal festgesetzt haben“, meint Ulf, „es beginnt jetzt sowieso bald die Regenzeit. Da werden wir oben am Ituri schon noch was davon abbekommen!“ „Was machen wir eigentlich, wenn’s morgen so schüttet, wie jetzt? „Was sollen wir machen, du hast doch Regenzeug dabei, oder?“ „Wir können jetzt keinen Tag mehr

verschenken!“ „Das kann ja recht werden, wenn wir bei diesem Wetter durch den Dschungel wandern müssen, auf glitschigen Wegen und so!“ „Das gehört halt auch dazu, schließlich ist es ja ein Regenwald. Aber wart's halt mal ab, jetzt regnet es ja erst eine halbe Stunde, vielleicht hört es ja auch wieder auf, heute Nacht. Bisher hatten wir ja immer Glück mit dem Wetter. Lass' uns erst mal schlafen gehen, wir müssen ja morgen sehr früh raus!“

Monoton prasselt der Regen auf die Zeltplane. Bald schlafe ich unter dem gleichmäßigen Prasseln ein. Jedes Mal, wenn ich kurz aufwache, höre ich draußen den Regen, der mit unverminderter Stärke herunterrauscht. Keine guten Aussichten für die Kameraden, denke ich und schlafe wieder ein.

Im Halbschlaf höre ich Stimmen und das Klappern von Geschirr. Langsam komme ich zu mir. Ich höre keinen Regen mehr, es hat aufgehört. Ich ziehe den Reißverschluss hoch und strecke verschlafen den Kopf aus dem Zelt. Die Landschaft hat sich verändert. Dichter Nebel hüllt alles in sein graues Kleid, verschluckt die Berge mit ihren Wäldern vollständig. Schemenhaft schleichen einige Gestalten umher und rüsten sich für den Aufbruch. Als ich aus dem Zelt herauskrieche, schüttle ich eine geballte Ladung Nässe von der Zeltplane, die sich über meinen Rücken ergießt. Das Gras ist nass, der Boden aufgeweicht. Die umliegenden Zelte werden fast ganz vom Nebel verschluckt, nur andeutungsweise sind die schemenhafte Kuppeln im Einheitsgrau zu erkennen. Die Luft ist sehr feucht und kühl.

Die drei Wanderer sind nicht sehr gesprächig. Sie sind noch verschlafen und natürlich etwas missmutig. Niemand weis, ob sich die feuchtigkeitsgesättigte Luft nicht schon bald wieder in Regen entlädt. „Was willst du schon so früh, leg dich doch hin und schlaf!“ brummt mich Ulf an. „Ich wollte euch nur viel Glück und schönes Wetter wünschen!“ „Danke!“ Er packt noch ein paar Brote ein, dann gehen sie los, verschwinden schnell im Grau des Nebels.

Ich kann nicht mehr schlafen, also entschieße ich mich, einen kleinen Spaziergang zu machen, vielleicht hinüber zu den Hütten der Einheimischen. Also ziehe ich mich an und laufe über die regennasse, weiche Wiese. Es ist eine herrliche frische Stimmung. Nebel in Afrika, wie bei uns im November, nur halt viel wärmer. Während ich so durch das erfrischende Gras schlendere, ziehen nochmals die fantastischen Erlebnisse von gestern an mir vorbei. Hoffentlich haben die anderen heute auch Glück.

Bei jedem Schritt quietscht das nasse Gras unter meinen Füßen, spritzt das Wasser unter den Füßen heraus und drückt sich zwischen den Zehen hindurch, herrlich. Bald erreiche ich die Hütten. Vor der einen oder anderen glimmt schon ein kleines Feuerchen und erfüllt die Luft mit einem zarten Geruch nach Rauch. Ein paar Frauen rühren schon vor ihrer Hütte herum, sonst herrscht noch Ruhe. Ich winke ihnen zu, sie winken zurück. Sprechen können wir nicht mit einander, keiner versteht die Sprache des anderen. Eine der Frauen geht mit einem Wassertopf zum Fluss. Ich schaue ihr nach, wie sie graziös mit dem Topf auf dem Kopf, eingehüllt in ein gelbes Tuch mit grünen Mustern, zum Fluss hinunter schlendert, der irgendwo dort unten dahinplätschert, wo sich schemenhaft einige Bäume aus dem Grau des Nebels abheben. Das ist doch ein wahres Paradies, denke ich mir, hier sollte man für immer leben können. Natürlich haben auch diese Leute ihre Sorgen, mehr als genug wahrscheinlich. Aber diese friedliche Idylle ist schon ein angenehmer Kontrast zu der lärmenden Großstadtheftik bei uns zu Hause.

Inzwischen kommen auch einige Kinder aus einer Hütte. Sie sind bis auf eine kurze Hose nackt. Als sie mich sehen fangen sie an zu kichern und laufen zurück in die Hütte, lugen aber gleich grinsend und kichernd wieder aus dem Eingang heraus. Ich winke



ihnen zu, schwupps verschwinden sie wieder, kommen jedoch gleich wieder heraus um zu spielen. Welch ein herrlicher Platz!

Ich gehe langsam zurück zum Lager. Sanft drückt nun die Sonne durch den dichten Nebel. Die Temperatur steigt. Es wird also doch wieder ein schöner Tag.

Als ich zurück ins Camp komme, sind die anderen auch schon wach und bereiten gerade das Frühstück. Während dem Frühstück denken wir laut darüber nach, was wohl die anderen machen. „Durch den Dschungel wandern, was sonst!“ „Es ist wahrscheinlich sehr nass dort oben, sie werden's schwer haben!“ „Naja, das Wetter scheint sich ja zu bessern, die Sonne drückt ja schon durch!“ „War das ein Regen heut' nacht, ich dachte schon, es hört gar nicht mehr auf!“ „Wo warst du eigentlich vorhin?“ fragt Erika, „wir haben dich schon vermisst!“ „Ach, ich bin ein bisschen zu den Hütten rüber gegangen, wollte ein bisschen entspannen. War ganz angenehm!“

„Was machen wir heute, es kann ja spät werden, bis die anderen zurückkommen?“ „Ach, was sollen wir schon machen, spazieren gehen, ausruhen, aufräumen, es wird uns schon was einfallen!“ „Tja ja, die Kinder werden uns schon auf Trab halten, Ha ha!“ „Ich glaube, die sind nicht so aufdringlich, die anderen haben nichts erzählt von gestern!“

Langsam heizt die Sonne den Nebel weg, die Berge kommen wieder zum Vorschein. Doch dort oben hängen schon wieder dicke schwarze Wolken, schwer und feuchtigkeitsgeschwängert. Die können ihre nasse Last jeden Augenblick wieder herunterfallen lassen. Wie riesige Geister hüllen sie die Berge ein und kriechen weich und geschmeidig zwischen den Gipfeln hindurch. Dort oben kämpfen sich unsere drei Kameraden jetzt durch den Dschungel, so wie wir gestern, auf der Suche nach den Gorillas. Hoffentlich haben sie Glück.

Den Vormittag über bleibe ich im Lager, nehme mir Zeit, meine Ausrüstung zu sortieren, die Fotoutensilien zu überprüfen und zu reinigen, Filme überprüfen. Einen kompletten 1600ter Negativfilm und einen 400ter Diafilm habe ich gestern bei den Gorillas verknipst. Hoffentlich werden die Bilder gut! (Sie werden vorzüglich, wie sich später zu Hause herausstellen wird)

Von den Kindern der Umgebung ist nichts zu sehen. Natürlich, auch hier an diesem paradiesischen Ende der Welt herrscht Schulpflicht.

Inzwischen brennt die Sonne heiß in die schwüle dampfende Luft. Zwischen den Bergen quellen die schwarzen Wolken immer höher in den Himmel. Ich gehe mit Willy und Gerda etwas spazieren, Vögel beobachten Blumen fotografieren und nach den jungen, hübschen, barfüßigen afrikanischen „Vögelchen“ und „Blümchen“ schauen. Über den Bergen entladen sich die ersten Regenschauer. Ob die Kameraden schon Gorillas gefunden haben. Bestimmt, sie sind ja schon fünf Stunden unterwegs, sie müssen ja bald zurück wandern, wenn sie vor Einbruch der Dunkelheit hier sein wollen.

Am Nachmittag wird's auf unserem Lagerplatz lebhafter. Die Schule ist aus und die Kinder sind bei uns. Jetzt ist keine Zeit mehr, um nach Vögelchen zu schauen, weder die gefiederten, noch die wassertragenden. Doch es wird dann doch nicht ganz so schlimm, wie wir es schon erlebt haben. Die Mütter rufen auch von Zeit zu Zeit nach ihren Sprösslingen, wenn sie aufdringlich werden. Die meiste Zeit spielen sie in unserer Nähe. Schließlich sind wir ja auf ihrem Spielplatz.

Am Nachmittag beziehen sich die Berge immer mehr mit Wolken und immer öfter gegen dort Regenschauer nieder. Auch bei uns wird es immer schwüler. Wir sitzen nur noch träge im Schatten unseres Vordaches. Gott sei Dank ist es nicht sehr heiß, sonst wären wir ganz kaputt. Den Afrikanern macht die Schwüle überhaupt nichts aus, sie scheinen frisch und munter.

Allmählich zieht sich der Himmel komplett mit Wolken zu, so wie gestern. Langsam bricht auch die Dunkelheit herein. Jetzt wird es eigentlich Zeit, dass unsere Kameraden zurück kommen. Da, ganz hinten in Richtung der Station erscheinen drei Personen, es sind unsere Kameraden. Wir gehen ihnen entgegen. Völlig erschöpft, verschwitzt und nass vom Regen kommen sie auf uns zu. „Und, habt ihr sie gesehen?“ „Ja, mein Gott war das eine Sucherei!“ „Ja und, wie war’s, seit ihr nahe herangekommen?“ „Jetzt lasst uns doch erst mal hinsetzen, etwas trinken, frische Klamotten anziehen!“ Wir nehmen ihnen ihre Rucksäcke ab und gehen zurück zum Lager. Beim Abendessen erzählen sie uns dann, dass sie die Gorillas nach langer Suche ganz kurz gesehen haben, dann sind sie aber im Dickicht verschwunden. Sie verfolgten sie, verloren sie aber aus den Augen. Als sie die Hoffnung fast aufgegeben hatten, fanden sie die Gorillas doch noch mal, konnten aber nicht sehr nahe herangehen. Ein paar schöne Fotos konnten sie aber doch machen. Dann kamen sie in den Regen, wurden völlig durchnässt. Die dampfende Schwüle gab ihnen dann den Rest. Jetzt sehnen sie sich nur noch nach dem Zelt. Da es inzwischen sowieso wieder regnet, ziehen wir uns alle ins Zelt zurück.

Heute Nacht hat der Regen bald wieder aufgehört. Bei unserem Aufbruch ist es zwar leicht dunstig, aber die Sonne scheint zwischen einzelnen Wolken hindurch. Ulf hat vorgestern, als wir bei den Gorillas waren, einen anderen Weg gesucht, auf dem wir nicht über die alte Brücke müssen. Querfeldein geht es zunächst. Dann erreichen wir eine flache Stelle, wo wir mühelos durch das Bachbett fahren können. Bald erreichen wir die Hauptstraße von Uganda. Wir fahren wieder Richtung Rutshuru, wo wir schon gegen mittag wieder die Wasserfälle erreichen. Hier wollen wir noch mal eine Nacht bleiben, bevor es morgen Richtung Ituri weitergeht. Mehrere Tage Expedition durch den Regenwald stehen uns bevor. Da wollen wir am Wasserfall erst noch etwas ausruhen.

Wir kennen den paradiesischen Ort hier am Wasserfall ja schon, doch wir empfinden ihn auch heute wieder so wundervoll wie beim ersten Mal, als wir hier waren, letzte Woche. Ich setze mich wieder auf den umgestürzten Baum am Fluss, oberhalb des Wasserfalls und lasse die Erlebnisse der vergangenen Tage Revue passieren. Bald bekomme ich Gesellschaft, Matthias, Erika und Doris setzen sich zu mir. Alle sind von den Erlebnissen bei den Gorillas beeindruckt. Wir reden über die vergangenen Tage, über die vergangenen fast fünf Wochen, die wir nun schon zusammen unterwegs sind. Jeder hat seine eigenen Erlebnisse und Eindrücke, die ihm noch besonders in Erinnerung sind, doch alle sind sich einig, die Gorillas waren der Höhepunkt. Wir haben noch eine gute Woche vor uns in der uns die Expedition tief in den Dschungel am Ituri führen soll. Hier hoffen wir ein Pygmäenlager zu finden und diese kleinen Menschen des Dschungels kennen zu lernen. Die letzten Tage führen uns dann über Uganda zurück nach Ruanda, von wo aus wir Richtung Heimat zurück fliegen. Doch bis dahin ist noch Zeit. Die anderen gehen zurück zum Lager. Gedankenverloren schaue ich in das vorbeiströmende Wasser. Dieses Wasser hat noch eine lange Reise vor sich. Dieser kleine Fluss hier fließt weiter nördlich in den Idi Amin Dada See und von dort aus fließt es den Semiliki hinunter zum Mobutu Sese Seko See. Wir werden den Semiliki nächste Woche auf dem Rückweg von den Pygmäen überqueren. Vom Mobutu Sese Seko See hat dieses Wasser da vor mir noch einen weiten Weg den ganzen Nil hinunter durch die Wüste Sahara, bis es bei Alexandria das Mittelmeer erreicht. Wir folgen seinem Lauf in 10 Tagen, hoch oben über den Wolken, im Flugzeug.

Ich lehne mich auf dem Stamm zurück gegen einen dünnen, nach oben stehenden Ast und genieße das Rauschen des Wasserfalls und die angenehme warme Luft hier im Schatten des Waldes. Nach einer Weile höre ich wieder Stimmen, von Frauen. Sie kommen von oben herunter. Komisch, es ist doch gar niemand den Pfad am Fluss entlang nach oben

gegangen. Die Stimmen kommen näher, ich höre Zweige brechen, kein Zweifel, da kommt jemand auf dem überwucherten Trampelpfad herunter. Da erscheinen auch schon zwei Afrikanerinnen aus dem dichten Blattwerk. Beide sind noch sehr jung. Schwatzend kommen sie den durchwurzeltten Pfad herunter. Sie sind ziemlich überrascht, als sie mich auf dem Baumstamm sitzen sehen. Sie haben natürlich nicht mit mir gerechnet und mich nicht schon vorher gehört, wie ich sie. Sie bleiben stehen und schauen mich verwundert an. Ich lächle ihnen zu, sie lächeln zurück. Die etwas größere von beiden spricht mich an, doch ich verstehe sie nicht. Ich zucke nur mit den Achseln und lächle verlegen. Die beiden erwidern das Lächeln, winken mir zu und gehen weiter Richtung Lager. Ich winke ebenfalls. Geschmeidig tasten sich ihre braunen Füße über die Zweige, Wurzeln und Steine auf dem Weg. Ich schaue ihnen nach, wie sie in ihren bunten Kleidern im Dickicht verschwinden.

Auch ich mache mich nach einer Weile auf den Weg hinunter zum Camp. Dort treffe ich die beiden jungen Frauen wieder. Gemeinsam mit einigen Kindern amüsieren sie sich über unser Tun in unserem Lager. Als wir letzte Woche zum ersten Mal hier waren, hatten wir keinen Besuch, wir waren ganz alleine, doch dieses Mal haben uns die Einheimischen entdeckt und sind neugierig gekommen, um uns zu sehen. In respektabler Entfernung haben sie sich ins Gras gesetzt, beobachten uns und amüsieren sich. Kichernd unterhalten sie sich. Würde mich ja brennend interessieren, was sie an uns so amüsan finden, doch leider versteht niemand von uns ihre Sprache. Wie gewöhnlich, verdrücken sich auch hier unsere Besucher bei Einbruch der Dunkelheit. Sie gehen alle zusammen den Fahrweg Richtung Rutshuru hinunter. Auf dem Weg hier her habe ich einige versteckte Hütten gesehen. Vielleicht wohnen sie dort.

Wir lassen uns das Abendessen schmecken und ziehen uns zurück in die Zelte. Meines steht ziemlich am Hang, so dass ich mit dem Kopf nach oben liege. Wenn ich den Eingang offen lasse, kann ich hinunter auf den vorbeirauschenden Fluss sehen. Das Rauschen des Wassers vermischt sich mit den gedämpften Stimmen der Kameraden, die noch am Lagerfeuer sitzen geblieben sind.

## 5. Frühstücksduft

Es ist Anfang Juni. Hier in den Bergen Nordschwedens bedeutet das Frühling. Der Schnee ist hier im Tal gerade erst vor kurzem weggetaut, oben in den Höhenlagen hat die Sonne aber noch einige Arbeit zu verrichten, um die dicke Schneedecke in Wasser aufzulösen.

Ich bin wieder mal unterwegs, habe gestern Abend diesen schönen friedlichen Platz hier gefunden, an einem kleinen See ein gutes Stück nördlich der Kleinstadt Arjeplog, mitten in den ausgedehnten Wäldern am östlichen Rand der skandinavischen Gebirgskette, knapp unterhalb des Polarkreises.

Die Nacht war eisig kalt, schon am Abend sank das Thermometer deutlich unter den Gefrierpunkt. Aber was heißt schon Nacht, jetzt, Anfang Juni geht die Sonne hier am Polarkreis nur noch für etwa zwei Stunden unter, dunkel wird es nicht mehr. Schon bald nach Mitternacht taucht die Sonne wieder über dem nordöstlichen Horizont auf und hat einige Zeit, die Luft bis zum Morgen wieder zu erwärmen.

Ich habe gestern Abend ein Lagerfeuer entfacht, um mich etwas zu wärmen und in der klaren trockenen Nacht ist die Glut nicht ganz erloschen. Es ist kein Problem, das Feuer wieder mit dünnen Zweigen in Gang zu bringen und warmes Wasser für das Frühstück zu machen und Eier auf dem Feuer zu braten.

Ich ziehe meine Isomatte hinaus auf die Wiese vor dem Zelt und breite meine Frühstückszutaten aus, während der Wasserkessel über dem Feuer summt und die Spiegeleier duften. Es ist herrlich, hier in der wärmenden Morgensonne zu sitzen, völlig allein an diesem einsamen See. Ich träume vor mich hin und schmiede Pläne für die nächsten Tage. Plötzlich sehe ich einen Schatten, der einige Meter hinter mir vorbei huscht. Ich drehe mich um und sehe einen Fuchs, der über die Wiese schnürt und interessiert zu mir her schaut. Ein Stück entfernt macht er kehrt und kommt schnüffelnd auf mich zu, aber nicht auf dem direkten Weg, sondern mehr in Schleifen ohne eine spezielle Absicht zu zeigen. Immer wieder dreht er ab und dreht dann erneut um, um näher zu kommen, oder er weicht mal nach rechts, mal nach links aus.

Das geht eine ganze Weile so, jetzt setzt er sich aber ins Gras, etwa 10 Meter von mir entfernt und schaut mich an. Ich werfe ihm ein Stückchen Wurst zu. Er weicht zunächst kurz zurück, geht dann aber zielstrebig auf den Happen zu, um ihn sich zu schnappen. Es ist ein klares Zeichen, dass das Tier an Menschen gewöhnt ist, sonst würde er das Zuwerfen eines Gegenstandes nicht mit Nahrung in Verbindung bringen. Zunächst war ich etwas vorsichtig, weil ich befürchtete, dass der Fuchs krank sein könnte. Allerdings gibt es in Skandinavien keine gefährlichen Wildkrankheiten, wie z.B. Tollwut und das Verhalten des Fuchses zeigt einfach nur, dass er Menschen nicht mit Gefahr in Verbindung bringt. Er sitzt nun da und hat sogar einen richtig bettelnden Blick, so wie ein Hund, der einen leckeren Happen erwartet. Ich werfe ihm noch ein Stückchen Wurst zu, obwohl man es eigentlich nicht machen sollte. Die Tiere sollen ihre Nahrung in der Natur suchen. Aber es reizt einfach, diesem zutraulichen, unbekümmerten kleinen Kerl etwas zu geben. Danach ist aber Schluss mit Leckereien und das merkt er auch ziemlich schnell. Etwas müde scheint er auch noch zu sein, er gähnt ausgiebig, dann legt er sich ins Gras und schaut neugierig meinem Tun zu, mal abwartend, ob vielleicht doch noch eine Frühstücksergänzung für ihn abfällt. Hier an diesem Platz halten sich öfters Menschen auf, es ist ein öfter besuchter Lagerplatz, der wahrscheinlich von Rentierzüchtern gelegentlich benutzt wird. Es ist eine Feuerstelle vorhanden und Spuren am Ufer des Sees verraten, dass hier auch öfters Boote zu Wasser gelassen werden.

Für die Rentierzüchter stellen Füchse keine größere Gefahr dar, sie sind nicht groß genug, um Rentieren gefährlich zu werden. Es gibt hier aber auch größere Raubtiere, wie Braunbären und Luchse. Es ist auch nicht auszuschließen, dass gelegentlich mal ein herumziehender Wolf

auftaucht. Und diese großen Raubtiere werden von den Rentierzüchtern natürlich nicht gerne gesehen. Aber solch ein niedlicher, kleiner Fuchs, der sich hier fast ausschließlich von kleinen Nagetieren, wie Lemminge, Mäuse und Schneehasen, oder auch Schneehühnern ernährt, der reizt natürlich auch die naturverbundenen Samen dazu, ihm gelegentlich einen Happen zuzuwerfen.

Bei uns wäre solch ein furchtloses Verhalten von Wildtieren undenkbar, weil sie durch starken Jagddruck den Mensch mit tödlicher Gefahr in Verbindung bringen und uns deshalb tunlichst aus dem Weg gehen.

Der Fuchs hält sich noch länger in meiner Nähe auf, streunt etwas herum, kommt dann wieder zurück und schaut mir wieder neugierig und interessiert zu, immer darauf achtend, ob er vielleicht doch noch etwas bekommt.

Nachdem ich mein Frühstück beendet habe, döse ich noch etwas in der Sonne und der Fuchs tut es mir gleich, ich liege auf meiner Isomatte und lasse mir die warme Sonne ins Gesicht scheinen, der Fuchs hat sich einige Meter entfernt im Gras zusammengerollt und steckt unbekümmert seine Nase unter sein Fell, um etwas zu schlafen. Er weiß, dass er von mir nichts zu befürchten hat.

Es wird langsam Zeit für mich, weiter zu ziehen, ich fange an mein Zelt abzubauen, alles zu verstauen und mich für den Aufbruch zu rüsten. Der Fuchs wacht durch meine Aktivitäten natürlich auf, schaut mich an, sieht, dass das Frühstück beendet ist und trollt sich. Ohne Furcht oder gar Panik wegen meiner Aktivitäten schnürt er davon, verschwindet auf Nimmerwiedersehen im Wald hinter dem offenen Seeufer, wo er vielleicht seinen Bau hat und möglicherweise seinen Nachwuchs, der ebenfalls Hunger hat. Ich schaue ihm nach und setze dann auch meine Reise fort.

## 6. Bärenhunger

Es ist immer wieder erstaunlich und faszinierend, wie zutraulich oder zumindest furchtlos und unbekümmert Wildtiere dem Menschen gegenüber werden können, wenn sie nicht durch intensive Jagd verängstigt werden und den Menschen als tödliche Gefahr fürchten müssen.

Ich konnte in amerikanischen Nationalparks beobachten, dass Tiere, wie Rehe und Hirsche gar keine Scheu vor Menschen zeigten und ganz ungestört weiter grasten, obwohl ich nur wenige Meter entfernt war, ohne jegliche Deckung, ganz offen und die Tiere fotografierte.

So zum Beispiel in den Nationalparks Kingscanyon und Sequoia und auch im berühmten Yosemite in der Sierra Nevada in Kalifornien.

Es ist Frühling, Mitte Mai. Die Touristensaison hat noch nicht begonnen, die Berge der Sierra Nevada und ihre tierischen Bewohner erwachen gerade erst aus dem Winterschlaf, obwohl es in den Ebenen westlich und östlich der Sierra bereits recht heiß ist mit Temperaturen über 30°C. Auch in den Tälern der Sierra brennt die Sonne schon unerbittlich, immerhin bin ich hier auf gleicher geografischer Breite, wie z.B. Casablanca in Marokko.

Ich bin zuvor nie in Nordamerika gewesen und nun bereits seit einer Woche entlang der Westküste gefahren, bis ich nun den berühmten Nationalpark Yosemite erreicht habe. Hier unternehme ich gleich eine Wanderung durch die unberührte Wildnis dieser um diese Zeit noch einsamen Wildnis. In einigen Wochen werden sich hier Scharen von Touristen tummeln.

Wenn man in einem der nordamerikanischen Nationalparks wandern möchte, kann man nicht einfach loswandern. Man muss sich vorher bei der für das Gebiet zuständigen Rangerstation melden, wo man dann genaue Anweisungen bekommt, wo man wandern darf und wo man zelten darf. Und man bekommt eine Belehrung über die Gefahren, die von Bären drohen – eindringliche Warnungen.

Als ich am Spätnachmittag des ersten Wandertages dann meinen ersten Lagerplatz erreiche, erleichtert meinen schweren Rucksack auf den Waldboden sinken lasse und meine Füße im kühlen Wasser eines plätschenden Bächleins erfrische, mache ich auch schon die erste Bekanntschaft, mit meinem dortigen Nachbarn auf vier Tatzen. Das heißt, ich sehe einen braunen Schatten, den ich gerade noch als Bär erahnen kann, als er da so panikartig im Unterholz verschwindet. Ich jage ihm noch einen „Schuss“ hinterher, durch das Teleobjektiv, aber gut, man kann auf dem Foto nicht wirklich etwas erkennen...

Naja, zumindest weiß ich nun, dass es hier tatsächlich Bären gibt.

Nachdem mein Zelt steht, das Essen auf dem Gaskocher gekocht ist und geschmeckt hat und alles im Zelt verstaut ist, muss ich nun versuchen, meinen Proviantstapel an einem hohen Ast aufzuhängen. Hoch genug, damit ein Bär nicht vom Boden aus den Proviant erreichen kann, dünn genug, dass der Bär nicht darauf klettern kann und dick genug, dass der Bär ihn nicht herunter biegen kann. Solch einen Ast muss man erst mal finden, das erfordert einiges Suchen. Nach einiger Zeit entscheide ich mich für einen, der mir alle Anforderungen zu erfüllen scheint, aber er ist doch verdammt hoch. Es ist gar nicht so einfach, das Seil, an dem später die Provianttüte hängen soll, über solch einen hohen Ast zu werfen. Den ersten Abend in der Wildnis verbringe ich jedenfalls mit unzähligen Wurfübungen, bis dann endlich der Beutel mit Speisen, Seife, Zahnpaste und anderem, was einen Bären anlocken könnte am Baum hängt. Es wäre bestimmt ein heiteres Filmchen geworden, wenn mich jemand bei meinen Versuchen gefilmt hätte.

An Schlaf ist in dieser ersten Nacht auch nicht zu denken, ich lausche jedem Geräusch und überlege, ob wirklich alles in dem Sack am Baum ist, was einem Bär schmecken könnte. Ich habe gelesen, dass man Lärm machen sollte, oder laut Singen, um Bären zu vertreiben. Ich versuche es mal und singe so laut und grässlich, wie der Engel Aloisius im Himmel. Ob der

Bär sich davon beeindruckt lässt, oder ob er sowieso nicht mehr gekommen wäre, erfahre ich nicht.

Ich wandere weiter, die abendlichen Seilwurfübungen werden von Tag zu Tag geübter und zielsicherer. Ein Brummen im Gebüsch, etwa 30 Meter entfernt, lässt mich aufhorchen, als ich an einem heißen, sonnbeschienenen Hang nach unten wandere. Ich kann ihn hören aber nicht sehen. Er sieht mich bestimmt, da bin ich mir sicher. Singen muss ich also nicht unbedingt, ich laufe auch lieber. Ich hätte zwar keine Chance, einem Bären davon zu laufen, aber ich denke mir, vielleicht ist es gut, wenn der Bär sieht, dass ich weiter gehe und nichts von ihm will. Er scheint mein Zeichen zu verstehen.

Einige Tage später bin ich wieder am Parkplatz, wo das Auto steht und niemand außer mir selbst hat sich während der Wanderung an meinen Proviant rangemacht.

Im Nationalpark Kings Canyon, etwas weiter südlich kann ich aus nächster Nähe Rehe fotografieren, sie zeigen überhaupt keine Scheu. Ich kann mich bis auf wenige Meter an sie annähern, ohne dass sie überhaupt von mir Notiz nehmen.

Bärenkontakte habe ich erst einige Wochen später wieder, in Kanada, nachdem ich in Yellowstone so nahe an Wapitis heran kam, dass ich sie schräg von unten fotografieren konnte. Bei Bisons bin ich doch etwas vorsichtiger, auch wenn sie sich nicht an mir stören.

In der kanadischen Wildnis von Alberta kann ich einige Bären direkt an der Straße beobachten, doch einen ganz besonders bemerkenswerten Appetit zeigt ein Bär im Norden, an der Grenze zum Yukon-Territorium. Er inspizierte gerade einen Reisebus auf Fressbares, so als ob der zuständige Sherif gerade die Fahrzeugpapiere des Fahrers begutachten würde.

Eine gute Fotomöglichkeit denke ich mir, nehme meine Videokamera, steige in einiger Entfernung aus und fange an, den Bären zu filmen. Er bemerkt mich natürlich und schaut mich an. Die Entfernung zwischen ihm und mir sollte groß genug sein, denke ich mir, gehe aber trotzdem in mein Auto zurück, während der Bär Interesse an mir gefunden hat und relativ gemächlich und ohne Eile näher kommt.

Ich denke nicht daran, dass das Seitenfenster noch heruntergekurbelt ist. Der Bär kommt neben das Auto, schnuppert etwas, legt seine Pranken auf den Fensterrahmen und schaut mich an und ich schaue ihn an. Anscheinende haben wir beide die gleichen Empfindungen zwischen Neugier und Unsicherheit. Der Bär kommt mit seiner schnuppernden Nase zeitweise bis auf wenige Zentimeter an meinem Gesicht, weicht aber jedes Mal wieder etwas zurück. Ich traue mich aber nicht, das Fenster hoch zu kurbeln, weil der Bär ja noch seine Pranken mit den beeindruckenden Krallen darauf liegen hat. Und die möchte ich ihm nicht unbedingt einklemmen. Ich kann mir durchaus vorstellen, was passieren würde, wenn aus dem durchaus friedlichen und einfach nur neugierigen „Teddy“ da draußen eine wütende Bestie wird. Ich habe gelesen, dass solch ein Schwarzbär durchaus mit einem einzigen Prankenhieb ein Auto zerschmettern kann.

Hinter mir donnert ein großer Truck vorbei, was die Neugier des Bären etwas von mir ablenkt. Er stellt sich aufrecht auf die Hinterbeine und schaut interessiert dem Lastzug hinterher – mir kommt wieder der Vergleich mit dem Sherif bei der Verkehrskontrolle in den Sinn. Eigentlich hätte ich nun ja die Gelegenheit, das Fenster endlich hoch zu kurbeln. Andererseits, wann hat man als Tierfotograf schon mal die Gelegenheit, aus einem Meter Abstand einen Männchen machenden Bären zu filmen. Also nehme ich meine Videokamera und startete die Aufnahme.

Der Truck ist inzwischen weit genug weg, dass er für den Bären nicht mehr von Interesse ist, aber die Videokamera, die lohnt es sich doch, einmal genauer zu inspizieren. Ob man so was wohl fressen kann? Er legt seine Pranken mit den rechenzinkenlangen Krallen wieder auf den Fensterrahmen, kommt mit dem Kopf näher, so nah, dass er mit der Nase fast die Linse berührt. Eine Makroaufnahme von einer Bärennase, so nah habe ich mir das in meinen schönsten natururfotografischen Wunschträumen nicht vorgestellt, aber man soll ja die

Gelegenheit nutzen. Schnell findet der Bär heraus, dass die Linse wohl nicht schmeckt und auch ziemlich hart aussieht. Etwas anderes, oberhalb der Kamera erscheint ihm nun beschnuppenswert, ich habe nur noch seinen dicken, fellbedeckten Hals im Sucher und höre seinen bedrohlichen Atem, der direkt über mir irgend einen interessanten Duft in die mächtige Bärennase einsaugt.

Trotz des kräftigen Atems und den imposanten Krallen wirkt die Situation insgesamt nicht bedrohlich auf mich. Die Jagd und das Töten erfüllen für einen Bären, wie für andere Raubtiere auch, nur den einzigen Zweck, den Hunger zu stillen. Bären sind durchaus Gurmets und essen auch ganz gerne Vegetarisches und Süßes (wie wir Menschen auch) und wenn sie das bequemer haben können, ist jagen und töten viel zu aufwändig und anstrengend. Und ein Bär beißt nicht aus Spaß am Beißen, so wie manche Hunde, die nur zum Beißen gezüchtet werden. Dieser Bär hier ist auch absolut nicht aggressiv, er ist nur neugierig.

Interessant ist sein Hals nun für mich nicht mehr, ich lasse die Videokamera sinken und schaue dem Bär wieder ins Gesicht. Auf irgendetwas kaut er herum, aber es scheint ihm nicht sonderlich zu schmecken. Er hat einen etwas angewiderten Blick in den Augen. Und dann schiebt seine Zunge auch etwas gummiartiges, das aussieht, wie der Schaumgummiaufsatz meines Mikrophones, zwischen den zur Spitze geformten Lippen heraus und spuckt es angewidert aus. Ich schaue entsetzt meine Kamera an und stelle fest, dass die Spitze des Mikrophones nicht mehr da ist. Da hängen nur noch die blanken Kabel heraus.

Dermaßen unhöflich bedient wendet sich der Bär ab, er macht den Eindruck, dass er dieses Restaurant auf keinen Fall weiterempfehlen wird.

Er hat nun etwas anderes entdeckt, der Fahrer eines Motorhomes ist unvorsichtigerweise ausgestiegen, um Aufnahmen zu machen, und rennt nun, wie vor einigen Minuten ich, in sein Fahrzeug zurück. Der Bär findet das natürlich sehr interessant und anziehend, dass der Ober in dieser Gaststätte so schnell läuft, um ihm ein angemessenes Mittagmahl zu servieren und ist mit wenigen Sprüngen am Ausgabefenster dieses neuen Fastfood-Restaurants.

Ich verfolge die Situation nicht länger und setze meine Fahrt Richtung Yukon fort. Bären sehe ich noch mehrere, mehr oder weniger weit vom Auto entfernt. Ein paar Wochen später am Mount Reinier im US-Staat Washington kam wieder einer bis auf einige Meter ans Auto und da machte ich meine Fotos vorsichtshalber durch das geschlossene Fenster.



## 7. Wildlife-Highways

Wenn man Tiere beobachten möchte, sind die nordamerikanischen Nationalparks ein wahres Paradies. Vor allem im Yellowstone-Nationalpark und in den kanadischen Rockies, aber auch weiter im Süden, in den Nationalparks in der Sierra Nevada.

Wenn man Glück hat, kann man Tiere direkt an der Straße beobachten. Viele Tiere haben sich in den viel besuchten Nationalparks an die Menschen gewöhnt und halten sich auf den Campingplätzen auf, wo sie immer zu fressen finden und von den Touristen natürlich auch gefüttert werden. Das ist zwar verboten, wird aber trotzdem oft gemacht. Bei den kleinen Streifenhörnchen ist das ja nicht problematisch, aber bei großen, wehrhaften Tieren, wie Bären kann das schon zu gefährlichen Situationen führen.

Die Streifenhörnchen kann man oft auf Campingplätzen beobachten. Sie schauen lustig aus ihren Erdlöchern heraus, um zu sehen, was es interessantes gibt, sie saßen zwischen Ausrüstungsgegenständen herum und begeistern jeden Naturliebhaber.

Wenn man mehr sehen möchte, empfiehlt sich, das Auto an einem Parkplatz stehenzulassen und nachdem man sich beim zuständigen Ranger abgemeldet hat einfach einige Tage wandern geht. Man übernachtet dann im Zelt irgendwo mitten in der Natur und hat täglich Tiererlebnisse.

Auf einer siebenwöchigen Reise kreuz und quer durch den Westen der USA und Kanadas kann ich die verschiedensten Tiere oft direkt neben den Hauptstraßen durch die Nationalparks beobachten und fotografieren. Auf meiner ersten dreitägigen Wandertour im Yosemite Nationalpark begegnen mir oft Rehe, die sich von mir kaum stören lassen, wenn ich mit meinem schweren Rucksack auf dem verwundenen Pfad zwischen hohen Sequoias an ihnen vorbei wandere. Manchmal kann ich sie direkt vom Zelt aus beobachten, nur wenige Meter entfernt.

Gelegentlich werde ich während meiner Wanderung durch zischende Geräusche aus dem Gebüsch aufgeschreckt, wenn ich gerade mal wieder in Gedanken versunken und entspannt dahinwandere. Dann heißt es aufpassen, denn dieses Zischen ist so etwas wie ein Warnruf. Der Warnruf einer Klapperschlange. Man sollte dann nicht unbedingt nachschauen, was da im Gebüsch ist, sondern ruhig weiter wandern, sodass die Schlange sich nicht angegriffen fühlt. Über meine Bärenerlebnisse in diesem Gebiet habe ich ja weiter oben schon berichtet.

Im Nationalpark Kingscanyon nehme ich mir nur wenig Zeit für Wanderungen und beschränke mich auf kürzere Spaziergänge von jeweils nur ein paar Stunden.

Ich wandere an einem Fluss entlang, der durch Wiesen fließt. Von weitem kann ich zwei Rehe beobachten, die gerade vorsichtig das relativ niedrige Wasser des Flusses durchqueren. Sie sind vorsichtig, weil es auch für sie riskant ist, einen Fluss zu durchqueren. Allzuleicht können sie ausrutschen und sich an den Beinen verletzen. Das wäre für sie das Todesurteil, denn Raubtiere gibt es hier genügend, Bären, Kojoten und vereinzelt auch Pumas, die bei einem verletzten Reh leichtes Spiel haben. Vor Menschen haben die Tiere hier nichts zu fürchten, es gibt keine Jagd, die Natur ist völlig sich selbst überlassen. Deshalb haben die Tiere auch keine Angst vor Menschen, ich kann mich bis auf wenige Meter den Rehen nähern, sie grasen ungestört weiter und beachten mich gar nicht. Das ist es, wovon man als Wildlifefotograf träumt, was man sich wünscht. Wilde, freilebende Tiere aus nächster Nähe fotografieren zu können, ohne dieses zu stören. Aufnahmen von ihrem ganz natürlichen Verhalten zu bekommen, ohne Dramatik, einfach nur friedliche Aufnahmen von Tieren, die nicht gestresst sind.

Meine Fahrt geht weiter, durch das Death Valley, das Tal des Todes, bis hinunter in die Sonora, die Wüste, die sich im Süden Kaliforniens und Arizonas bis hinunter nach Mexiko

erstreckt. Tiere sehe ich im Death Valley keine, obwohl es durchaus welche gibt, Kojoten, Schlangen und einiges anderes. Aber keine Grasfresser?

Zwischen den Kakteen in der Sonora kann ich dann einen Hasen beobachten, der sich hier von Kakteen ernährt. Überrascht hat mich das nicht, denn ich habe vorher von diesem hasenähnlichen Tier gelesen, das eigentlich kein richtiger Hase ist, sondern eher mit den Kängurus verwandt.

Außerhalb der Nationalparks wird natürlich auch in Amerika gejagt, wenngleich hier, mitten in der Wüste doch relativ selten. Der Hase fühlt sich in meiner Gegenwart dann doch nicht ganz sicher und sucht lieber das Weite.

Die Gebiete um die großen Canyons sind keineswegs tierleer, wenngleich man oft länger danach suchen muss. Vor allem am Nordrand des Grand Canyon gibt es aber auch weite Wälder, wo Mitte Mai noch Schnee liegt, an schattigen Stellen und wo ich auch immer wieder Mule-Deers, eine rehähnliche Hirschart beobachten kann und das sogar bei einer Wanderung direkt am Canyonrand, wo außer mir noch viele andere Menschen unterwegs sind. Sogar in der engen Schlucht des Zion Canyon kann ich ein Reh beobachten.

Doch das schönste Tierparadies auf dieser Reise finde ich im Nationalpark Yellowstone. Hier tummelt sich das Wild oft direkt neben der Straße, Wapitis, eine große Hirschart ähnlich unserem Rothirsch, die in Amerika Elk genannt werden, Elche, die man hier Moose nennt, Rehe, Gabelböcke und natürlich die Bisons. Einen dieser amerikanischen Büffel fotografiere ich direkt vor einem Campingplatz, auf dem ich zuvor übernachtet habe. Er ist nur wenige Meter entfernt und ich kann zusehen, wie sein riesiges Maul das Gras abzupft, wie ein Rasenmäher. Auf einer mehrtägigen Wanderung begegnen mir Tiere auf Schritt und Tritt. Direkt neben dem Weg sitzt ein Murmeltier in der Sonne und stört sich überhaupt nicht an meinen Fotoaktionen. Eine Elchkuh grasht nur wenige Meter von mir entfernt, zusammen mit ihrem Baby, das wohl erst wenige Wochen alt ist.

Auf der Rangerstation wurde ich vor dieser Wanderung vor einem speziellen Grizzly gewarnt, der gelegentlich mal hier auftaucht und sein Unwesen treibt. Er wurde zwar schon länger nicht mehr gesehen, aber man kann ja nie wissen, wann er wieder auftaucht. Er zeigt sich auch nicht auf meiner Tour.

Am nördlichen Parkausgang kann ich Gabelböcke beobachten, im Licht der untergehenden Sonne. Eine Tierart, die ich bisher noch nicht kannte und die etwas an afrikanische Thompsongazellen erinnert.

## 8. Teetime

Monate lang habe ich diese Wanderung vorbereitet. Als die letzte Wildnis Europas bezeichnen manche dieses Gebiet hier in Nordschweden, in den Nationalparks Sarek, Padjelanta und Store Sjöfallet. Vor allem im vom Hochgebirge geprägten Sarek gibt es keinerlei markierte Wege, oder gar touristische Hütten. Innerhalb des Nationalparks gibt es nur zwei Brücken, die den Rentierzüchtern ihre Arbeit leichter machen sollen. Drei Wochen möchte ich in dieser Wildnis wandern, alleine.

Ich habe viel gelesen, in den letzten Monaten, über dieses Gebiet und es wird immer wieder gewarnt, ohne Erfahrung hier wandern zu gehen und schon gar nicht alleine. Ich habe schon einige längere Trekkingtouren gemacht gemacht, unerfahren bin ich also nicht und ich habe fast alle bisherigen Touren alleine gemacht, so wie auch diese.

Ich habe allerdings auch gelesen, dass dieses Gebiet zwar fernab der Zivilisation ist und es keinerlei Schutzeinrichtungen gibt, aber einsam, soll es hier nicht sein, zumindest im Sommer nicht. Es sind jeden Sommer mehr Wanderer aus ganz Europa, die hier den Reiz der Wildnis suchen.

Ich starte von Kvikkjokk aus im nordschwedischen Spätsommer in die in Wolken und Nebel gehüllten Berge des Sarek und schon bald merke ich, dass es hier zwar keine markierten Wege gibt, aber sehr gut erkennbare Pfade, ausgetreten von einigen Tausend Wildnishungrigen jedes Jahr. Und ich treffe auch in relativ kurzen Zeitabständen mehrmals täglich auf andere Wanderer, alleine und in Gruppen. Verloren kann ich hier also kaum gehen.

Mein erster Eindruck weicht jedoch schon am nächsten Tag dem Zweiten. Das bewaldete Tal von Kvikkjokk habe ich hinter mir gelassen, es geht hinauf in die Berge und hinein in den Nebel. Nachdem ich den ersten größeren Fluss, an dessen Ufer sich jetzt im August noch Schneeverwehungen halten, überquert habe verschluckt mich der Nebel entgültig und nicht nur mich, sondern auch den ausgetretenen Trampelpfad. Die nächsten Stunden geht es per Kompass weiter, bei einer Sichtweite von höchstens 20 Metern ein recht mühseliges Unterfangen. Verlaufen kann ich mich nicht, ich muss ins Njoatsos-Tal hinunter und dort dem Verlauf des Tales folgen.

Ich habe ja schon gelesen, dass es im Sarek immer regnet, Regen ist normal. Und diesem Ruf möchte dieses Gebiet voll und ganz gerecht werden, es regnet. Ich komme bei weitem nicht so schnell voran, wie ich mir das vorstellte und entschließe mich, die geplante Route etwas abzukürzen. Der Rückweg geht nun nicht über das Rapatal sondern über das Tarratal.

Der Regen lässt mich aber auch dort nicht im Stich. So auch heute. Es ist Nachmittag, und die feuchte Tagesetappe auf dem markierten Padjelantapfad zieht sich durch den dichten Birkenwald. Eigentlich könnte ich mir langsam einen Platz für die Nacht suchen, wo ich mein Zelt aufbauen könnte. Dieser Gedanke verfolgt mich schon eine Weile, doch brauchbare Plätze sind hier im dichten Urwald schwer zu finden. Da sehe ich rechts von mir einen kleinen See und die ebenen, wenn auch feuchten und moorigen Wiesen an seinen Ufern laden zum Zelten ein. Schnell ist das Zelt aufgebaut, alles drin verstaut und ich kann mich genüsslich in den behaglich warmen Schlafsack kuscheln und den leichten Nieselregen auf das Zelt rieseln lassen. Über einem Esbitwürfel in der Zeltapsis mache ich eine Kanne Tee heiß.

Nachdem der Esbitwürfel herunter gebrannt ist und ich mich an der ersten Tasse heißem Tee erwärmen konnte, döse ich etwas vor mich hin. Im Halbschlaf höre ich ein seltsames Geräusch, eine Art Grunzen oder Husten. Kommen vielleicht noch andere Wanderer? Ich lausche, aber es ist wieder still. Es dauert einige Minuten, dann höre ich wieder solch ein Grunzen, so etwa, als ob sich ein verschnupfter menschlicher Artgenosse das letzte aus seiner Nase holt. Dann höre ich Schritte, schwere Schritte, so schwer, dass der ganze moorige

Boden unter meinem Zelt zu vibrieren anfängt. Ganz still liege ich in meinem Zelt, alle Sinne angespannt. Nach draußen schauen, kann ich nicht, der Reißverschluss des Zeltes ist geschlossen.

Die schweren Schritte kommen zielstrebig näher. Mein Gott, muss das ein Riesenkerl sein, denke ich mir. Aber irgendwie hört sich das nicht wie menschliche Schritte an. Außerdem, normalerweise macht man sich doch bemerkbar und trampelt nicht einfach auf ein Zelt zu, das irgendwo ganz alleine in der Natur steht.

Ich kann den Gedanken nicht zu Ende denken. Ein riesiger dunkler Schatten beugt sich über das Zelt. Das Blut scheint mir in den Adern zu gefrieren. Ich liege völlig unfähig, mich zu bewegen in meinem Schlafsack. Ein riesiger Kopf mit einer überdimensional großen Nase schiebt sich in Richtung des Zelteingangs, dorthin, wo immer noch mein Teekessel vor sich hin dampft. Ich gebe es zu, ich habe Angst. Ich kann nicht erkennen, um was für ein Tier es sich handelt, ich sehe aus meiner niedrigen Perspektive direkt am Boden durch die Zeltplane nur diesen riesigen Schatten, der viel größer als ich und viel größer als meinem Zelt ist und gegen den die dünne Zeltplane keinerlei Schutz bieten würde. Er würde das Zelt einfach platt trampeln.

Ich muss meine ganze Willenskraft aufbringen, um einen Schrei ausstoßen zu können. Im gleichen Moment höre ich draußen einen entsetzten Schnauber, ein Erdbeben erschüttert den moorigen Boden und das Zelt mit der hilflosen Gestalt darin. Das schwere Tier läuft davon, mit schweren Schritten.

Es dauert eine Weile, bis ich mich aufraffen kann um den Reißverschluss des Zeltes aufzuziehen und nach draußen zu späen. Etwa Fünfzig Meter entfernt, am Ufer des kleinen Sees, steht ein Elch im abendlichen Dämmerlicht. Er schaut mich recht verwundert über seine Schulter hinweg an und ich schaue ihn an. Es scheint so, als würde er verwundert den Kopf schütteln, er findet die Situation wohl genauso unglaublich, wie ich. „Was schreit der Kerl da so grässlich“, scheint er zu denken. Da hat er solch herrlich duftende Frühlingskreuter gefunden, und das jetzt, wo doch schon bald der erste Schnee fällt und dann kreischt da einer so grauenvoll aus dem Gebüsch. Dann hebt er sein Haupt und setzt sich in Bewegung, und er trabt davon in Richtung Wald.

Es dauert eine Weile, bis ich mich beruhigen kann.

Am Morgen untersuche ich die Hufabdrücke vor meinem Zelt, die der Elch bei seiner Flucht in den Moorboden gegraben hat. Sie sind schon beeindruckend. Am gleichen Tag kann ich noch einen Elch beobachten, ein Riesenkerl mit sehr beeindruckenden Schaufeln. Er grast nur etwa Zwanzig Meter von Pfad entfernt, zeigt keine Scheu und ist sich offensichtlich auch seiner kräftemäßig klaren Überlegenheit bewusst.

Kurze Zeit später begenen mir zwei Jäger, sie sind auf Elchjagd und fragen mich, ob ich einen Elch gesehen hätte. Ich schicke sie in die falsche Richtung, sollen sie ihren Elch doch selber suchen.

Ein paar Tage später in Kvikkjokk. Der Regen hat aufgehört, ich habe noch ein paar sonnige Tage hier. Auf dem Gelände meines Hüttenvermieters haben Jäger kurz vor meiner Ankunft das Geweih eines Elches deponiert, offensichtlich haben sie im Tarratal gefunden, was sie suchten...

## 9. Duell im Sonnenuntergang

Auf meine Frage, ob der Nachtzug denn in Kongsvoll hält, antwortet der norwegische Schaffner: „Wenn Du dort raus möchtest, halten wir!“ Um 4:30 Uhr weckt er mich und führt mich zum „Bistrovogn“. „Der Bahnsteig ist so kurz, dass nur ein Wagen hinpasst“. Ein Kaffee zum Aufwärmen, dann geht es hinaus in den Morgennebel, der die Bergwelt geheimnisvoll einhüllt. Der Wanderpfad ins Dovrefjell, Richtung Reindalen beginnt direkt am Bahnhof und führt steil bergauf. Mir wird schnell warm. Bald verlasse ich die spärliche Waldzone und komme hinaus auf die freie Fläche, die für das Fjell so typisch ist. Die Sonne schickt ihre ersten glutroten Strahlen durch die Nebelschwaden und heizt diese langsam weg. Einige Pferde ziehen durch das Tal, frei wie wilde Mustangs, mal trabend, mal galoppierend, ganz nach Temperament und Laune. Frei wie ein Mustang kann auch ich meinen Weg fortsetzen. Wer das Dovrefjell kennt, oder auch andere norwegische Bergregionen, der weiß, wie unnahbar und abweisend das Wetter dort sein kann, wie lange sich dort die Regenwolken tummeln können. Nicht so dieses Mal. Wie schon im Jahr zu vor, ist es wieder ein außergewöhnlich warmer Sommer und auch bei dieser Tour spannt sich wieder ein makellos blauer Himmel über die Bergwelt, dominiert vom vergletscherten Haupt des Snøhetta, der wie ein weißhaariger Bergkönig in der weiten Landschaft thront. Und dieser weißhaarige Alte ist heute mein Tagesziel, immer in meinem Blickfeld. Gegen Mittag begegnen mir die ersten anderen Wanderer, Norweger. „Hast Du schon Moschusochsen gesehen?“ Nein!“ „Dort drüben ist einer!“ er reicht mir sein Fernglas und deutet auf den Felsklotz, der aus einem Schneefeld herausragt, etwa einen halben Kilometer entfernt. „Das ist ein Moschusochse!“ Tatsächlich. Ich habe den grauen Klotz schon eine Weile gesehen, aber nachdem er sich gar nicht bewegt, habe ich ihn für einen Stein gehalten. „Wir haben gestern eine Herde von 9 Stück gesehen“, erzählt der Mann. Noch ein kurzer Smalltalk über das schöne Wetter und unsere Tourpläne, dann gehen wir unseres Weges.

Ich versuche mich näher an das Tier anzuschleichen. Ich habe extra wegen der Moschusochsen mein 600mm-Teleobjektiv mitgenommen. Verstärkt durch den 2xKonverter mit dann 1200mm Brennweite kann ich dann etwa erahnen, um was für ein Tier es sich handelt...

Die Warnschilder an den Wegen zum Nationalpark sagen ja, dass man nicht näher als 200 Meter an sie heran soll, sie sind ja eigentlich ganz friedlich, aber wenn man den Abstand unterschreitet, den die Tiere für sicher erachten, dann ist man als Mensch doch verdammt klein und wehrlos...

Ich ziehe meines Wegs, das Wetter genießend, den schönen ebenen, weichen Boden genießend, die Landschaft und den Weißhaarigen bestaunend und plötzlich tauchen vor mir wieder einige Felsklötze auf, keine 20 Meter entfernt, direkt auf dem Pfad. Und sie hatten lange Haare! Au weia, die sind ja verdammt nah. Eigentlich kommt man als Tierfotograf ja nie nahe genug heran, aber in dieser Situation zog ich mich doch lieber erst mal ganz unauffällig ein paar Meter zurück. Die Ochsen zeigen jedoch keinerlei Beunruhigung, aber sie sehen doch deutlich stärker aus, als ich! In einem Abstand von etwa 50 Meter lege ich mein „600er-Kaliber“ auf die Tiere an. Doch so richtig ruhig halten kann ich nicht.

So nach und nach sorgen die Tiere dann wieder für den richtigen Abstand, aber ohne Panik. Es scheint mehr wie ein Wink mit dem Zaunpfahl, wie weit ich beim nächsten Mal wegbleiben sollte.

Mittags in der Hütte in Reindalen. Ich bin ja aus Schweden gewohnt, dass die Leute in der Hütte sehr gesprächig sind und nach langen einsamen Fjälltagen dem Besucher einiges zu erzählen haben. Hier bin ich zum ersten Mal in einer norwegischen Hütte. Ich trete ein und der Dialog war dann etwa so: „Hej!“ „Hej!“ ich nehme Platz und schaue ihn an. Er sieht in sich versunken aus dem Fenster hinaus. „Es ist schön hier“. „Ja“. „Bist du schon länger hier?“. „Ja“. Er schaut weiterhin aus dem Fenster hinaus. „Hast du heute Moschusochsen gesehen?“ „Nej“ „Ich habe sieben Ochsen gesehen, vor einer Stunde, am Weg“. „Ja“. „Kommen die manchmal zur Hütte?“. „Ja“.

Ich sehe dann ein, dass es keinen Sinn macht, den Mann weiter zu belästigen. Nur ja oder nej, ich zog lieber weiter. „har det bra!“

Etwas oberhalb der Hütte Reindalen, etwa eine halbe Wanderstunde entfernt erstreckt sich eine saftige Wiese mit Blumen, direkt zu Füßen des Weißhaarigen. Ein munteres Bächlein windet sich in geschwungenen Kurven plätschernd durch das Gras. Ein herrlicher Platz zum Baden und zum Zelten. An diesem paradiesischen Platz verweile ich ert mal und entschieße mich über Nacht zu bleiben. Nach einem Bad im Bach lege ich mich in die Sonne und als es später kühler wird, schlüpfte ich in den Schlafsack. Plötzlich höre ich seltsame Laute. Ich öffne vorsichtig den Reißverschluss des Zelt und späe hinaus und da sind sie wieder. Eine Herde Moschusochsen, die aus etwa 15 Tiere bestehen, darunter auch mehrere Jungtiere. Zwischen mir und einem mächtigen Bullen sind es nur die paar Meter, die der Bach breit ist. Er scheint noch weniger gesprächig zu sein, als der Mann in der Hütte und er schaut mich lange, lange, lange, lange an. Und noch länger. Er steht ganz still und schaut, so wie der Mann in der Hütte zum Fenster hinaus geschaut hat. Dann senkt er sein Haupt, neigt es missmutig und abschätzend zur Seite und kratzt mit der Hufe im Gras. Ein undrügliches Zeichen, dass ein Angriff unmittelbar bevorsteht. Das Zelt würde mir keinen Schutz gegen die 300 Kilogramm des Tieres bieten können. Aber ins Freie zu gehen und zu flüchten erscheint mir auch aussichtslos. Sein Blick erscheint mir noch grimmiger. Langsam schwenkt er sein hörnerbewehrtes Haupt nach rechts, wie in Zeitlupe. Dann spannten sich seine Muskeln an, er schnellte wie ein Pfeil nach vorne, einige 100kg platschten ins Wasser des Baches, das nach allen Richtungen aufspritzte. Es dauerte nur einen Sekundenbruchteil, dann ist er durch den Bach, mit Leichtigkeit überwindet das schwere Tier das Ufer, Hufe trampeln, der Boden bebt, dann ein gewaltiger Aufprall, ein Krach. Nur wenige Meter neben meinem Zelt stürmt der Bulle vorbei. Ja, vorbei, sein Angriff hat offensichtlich nicht mir gegolten. Ich schaue vorsichtig aus dem Zelt und sehe, dass der Bulle einen anderen aus dem Revier treibt.

Die Ochsen halten sich noch eine ganze Weile auf der Wiese auf, Die beiden Giganten entfernen sich bei ihrer Verfolgungsjagd etwas von meinem Zelt, derweilen die anderen friedlich auf der saftigen Wiese grasen.

Nach einer Weile scheinen die Fronten zwischen den beiden Bullen geklärt und sie wenden sich wieder dem saftigen Gras zu. Langsam zieht die ganze Herde in die Berge weiter.

Ich setze am Morgen meine Wanderung fort, von den Moschusochsen ist nichts mehr zu sehen.

## 10. Royal Airforce

Wir sind wieder in Afrika, Masai Mara in Kenya. Es erscheint mir immer wie ein Wunder, wenn ich die riesigen Herden von grasfressenden Wildtieren durch die Ebene ziehen sehe, Zebras, Gnus, Büffel, Giraffen, Antilopen, Gazellen, gefolgt von den Räubern an deren Spitze die Löwen stehen.

Wie schon oft rumpeln wir im Geländewagen über die holprigen Naturpisten des Wildreservates, um die Tiere zu beobachten und zu fotografieren.

Es ist für die Handlung wichtig, zu wissen, dass ich damals relativ lange, lockige Haare hatte und an diesem Tag keine Mütze trug, während die anderen im Fahrzeug entweder kurze oder gar keine Haare hatten, oder eine Mütze trugen.

Auf eine bestimmte Tierart haben wir es nicht abgesehen, sondern wir nehmen einfach an, was uns der Zufall vor die Linse bringt, wie das bei Fotosafaris meistens so ist. Es ist eine Tagestour, die wir heute von unserem festen Standort, das Camp am Marafluss, unternehmen. Wir sind wie immer bei längeren Fahrten mit zwei Fahrzeugen unterwegs, aus Sicherheitsgründen, denn wenn ein Fahrzeug liegen bleibt, gibt es nicht gleich an der nächsten Ecke ein Telefon, von wo aus man den Pannendienst anrufen könnte, den man im Telefonbuch auch vergeblich suchen würde. Da ist es immer gut zu wissen, dass noch ein zweites Fahrzeug in Sichtweite ist.

Und natürlich ist es auch für den Erfolg beim Aufspüren von Tieren hilfreich, wenn man ein größeres Gebiet absuchen kann.

Es ist gegen Mittag, wir haben schon einige Fotos im Kasten und sind schon auf der Suche nach einem lauschigen Platz am Fluss, um Siesta zu machen. Plötzlich deutet unser Fahrer Jason nach vorne. „Simba!“ sagt er. Wir wissen natürlich längst, dass Simba Löwe heißt und wir sehen ihn jetzt auch. Ein einzelnes Männchen, das im spärlichen Schatten eines dünnen Baumes ausruht.

Jason beschleunigt das Auto und kurze Zeit später stehen wir neben dem Löwen. Es ist ein stattlicher Kerl mit einer prächtigen dunkelbraunen Mähne. Er nimmt nur gelangweilt Notiz von uns, es sind wohl tägliche mehrere Touristengruppen, die mit ihren stinkenden und brummenden Fahrzeugen uneingeladen bei ihm zur Audienz erscheinen.

Natürlich machen wir gleich einige Fotos von dem schönen Tier. Durch das Teleobjektiv kann ich erkennen, dass er einige Parasiten in der Mähne hat. Wie fast alle Tiere, haben auch die Löwen meist einen Schwarm von geflügelten „Sateliten“, die um sie herum schwirren und sie belästigen. Fliegen, Bremsen, Mosquitos, Käfer und anderes Ungeziefer haben keinerlei Respekt vor dem König der Tiere. Oft hat man dann auch schnell das Auto voll, von diesen stechenden Schmarotzern.

Genervt schüttelt der König sein erhabenes Haupt, sodass seine langen Haare im Wind wehen und ein Schwarm Fliegen aufgewirbelt wird und in die Umgebung ausschwärmt, natürlich auch wieder bei uns ins Auto. Einige davon verfangen sich in meinen Haaren und ich versuche sie mit den Händen heraus zu wischen und zu schütteln und spüre einen Stich und gleich danach noch einen. „Verdammt, das sind gar keine Mistfliegen, das sind Bienen!“, schreie ich und bekomme noch ein paar Stiche ab, an meinem Kopf und an den Armen und Händen. Seine „königliche Hoheit“ hat uns offensichtlich seine gesamte „Airforce“ ins Auto geschüttelt. „Fahr doch los Jason!“, rufe ich und denke gar nicht daran, dass er gar kein Deutsch versteht. Er fährt natürlich nicht los, aber es liegt nicht daran, dass er mich nicht versteht, wie sich später herausstellt.

Plötzlich gibt es einen Ruck und das Auto setzt sich in Bewegung. Der zweite Wagen ist uns zur Hilfe geeilt und schiebt unser Auto an. Dann springt auch unser Motor an. In rasender Geschwindigkeit jagt Jason nun querfeldein durch die Steppe, ohne auf

Erdlöcher und Unebenheiten Rücksicht zu nehmen, Das Auto fliegt mehr über Erdhügel, als das es rollt. Als Jason in sicherer Entfernung von dem Löwen ist, hält er an und steigt aus, der zweite Wagen hält neben uns. Die beiden Fahrer öffnen die Motorhaube unseres Geländewagens und Jason fordert mich auf, zu kommen. Er zeigt fassungslos auf die völlig verschmorten Kontakte der Batterie. „Das ist der Grund, warum ich nicht wegfahren konnte“, sagt er zu mir. Dann schweigt er eine Weile nachdenklich und fügt dann hinzu: „wenn die Bienen mich gestochen hätten, wäre ich jetzt wahrscheinlich tot, ich bin allergisch“.

Notdürftig reparieren die Fahrer die Batteriekontakte, sodass das Fahrzeug wieder flott ist. Warum die Kontakte verschmort sind, können wir nicht herausfinden. Ob der Löwe außer über eine wirkungsvolle Luftwaffe auch über eine Geheimwaffe verfügt, die elektrische Kontakte verschmoren lässt?

Am Abend im Camp zieht mir die Campleiterin mit der Pinzette sieben Bienenstachel aus dem Kopf und den Armen und versorgt die Stichstellen mit Salbe. Gott sei Dank bin ich nicht allergisch.